

Mitteilungen aus dem
Quickborn

Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur
in Hamburg.

6. Jahrg.

Hamburg, Januar 1913

Nr. 2

Inhalt: Augustin Wibbelt. Von Paul Friede. — Wibbelt als Dichter. Von Dr. Fr. Castelle. —
Neue Gedichte von Augustin Wibbelt. — Karl Wagenfeld. Von Dr. Rich. Dohse. —
Zur Rechtschreibung. — Sprachdecke. — Rundschau. — Theater. — Bücher-
besprechungen. — Aus Zeitschriften und Tageszeitungen. — Aus der Vereinigung
Quickborn in Hamburg.



19 Augustin Wibbelt.

Augustin Wibbelt.

Von Paul Wriede.

Wir Niederdeutschen lesen Reuter, loben Groth und gewöhnen uns langsam an den Gedanken, daß es auch außer ihnen Dichter gibt, die man loben und lesen sollte. Aber zumeist lassen wir es bei dem Lobe bewenden und überlassen die Lektüre der Bücher anderen, besonders den engsten Landsleuten des Verfassers, denen „der Dialekt keine Schwierigkeiten macht.“ Und dabei wissen wir sehr wohl, daß man Reuter in Süddeutschland, in Osterreich-Ungarn, in der Schweiz liest,



Augustin Wibbelt.

und zwar in der Ursprache liest und versteht. Und wie himmelweit sind die Sprachen jener Leser von der des Mecklenburgers entfernt, wie nahe verwandt dagegen alle niederdeutschen Dialekte unter einander! Und so reden wir ahnungslos über den geringen Umfang der plattdeutschen Literatur und bringen uns um manche schöne Freuden, die Heimat und Stammesart uns bieten. Einige Entschuldigungen können wir immerhin vorbringen: Reuter hatte in dem alten Hinstorff einen rührigen Verleger, in dem Rezitator Kraepelin einen begeisterten und begeisternden Bannerträger. Nicht ganz außer acht zu lassen ist auch, daß wir heute andere Ansprüche an das Kleid des Buches stellen als etwa unsere Eltern, während die heutigen Verleger der plattdeutschen Dichter mit ganz vereinzelt Ausnahmen in puncto Buchausstattung anscheinend noch um 40 Jahre zurückgeblieben sind. Das alles sei zugegeben, aber die Schuld anderer befreit uns nicht von unserer eigenen, und wir sind es unserer niederdeutschen Heimat schuldig, daß wir an ihren Dichtern nicht vorübergehen, nur weil ihre Bekanntheit nicht ohne eine geringfügige Mühe zu erreichen ist.

Zu den zahlreichen Dichtern, die in letzter Zeit ihr 50. Lebensjahr vollendet haben, gehört Augustin Wibbelt. Aber trotz seiner bedeutenden Leistungen ist von Feiern und Festartikeln kaum die Rede gewesen. Der Dichter, der dem Plattdeutschen die Treue hält, statt sich zeitig auf die breitere Bühne der hochdeutschen Schriftsprache zu stellen, trägt eben lebenslang eine Dornenkrone. Sollten nicht alle niederdeutschen Landsleute eine Ehre darin suchen, sie in einen Lorbeerfranz zu verwandeln?

Augustin Wibbelt ist nicht ausschließlich plattdeutscher Dichter. Bis in die neueste Zeit hinein hat er sich auch auf dem glatteren Boden der neu-hochdeutschen Schriftsprache bewegt und auf ihm auch, wie fast alle neu-plattdeutschen Dichter von Bedeutung, seine ersten

dichterischen Gehversuche gemacht. Schon die frischen, flotten Erinnerungen an sein Einjährigen-Jahr „Im bunten Rock“ zeugten von einem ansprechenden, feinen Talent, aber als echter Humorist, der sich ruhig neben Reuter und Brinckman sehen lassen kann, als kraftvoller Lyriker zeigt Wibbelt sich besonders dann, wenn er plattdeutsche Fluren durchschreitet. Dr. Augustin Wibbelt lebt als katholischer Pfarrer in Mehr bei Cleve. Vordem war er Kaplan in Münster und Duisburg, Vorsteher von Arbeitervereinen, Arbeitersparkassen usw. Daneben redigierte er ein Sonntagsblatt. Für dieses schrieb er plattdeutsche Erzählungen, von denen er eine Anzahl in den beiden ersten Bänden seiner „Drüke-Möhne“, die 1898 erschienen, zusammenfaßte. Drüke-Möhne (Gertrud-Tante) ist die Schwester und Wirtschaftlerin ihres Bruders, genannt Klüngelkamps Vader. Beide, der kluge, aber zuweilen auch recht „unwiese“ Henrich Klüngelkamp und die immer vernünftige, besonnene Drüke kehren auch in späteren Werken Wibbelts wieder — für den Leser jedesmal eine angenehme Begegnung. Ein dritter Band gleichen Titels kam 1906 heraus. Wie diese drei Bücher, so enthalten auch „De lesten Blomen“ (1904) und „Windhof“ (1906) Sammlungen längerer und kürzerer Geschichten, die im Wert verschieden sind. Manche sind sehr harmlos, in anderen läßt Wibbelt auch seiner Lust am Übertreiben die Zügel schießen. Alles in allem aber bergen die Bücher manchen Schatz. Außer dem erwähnten Geschwisterpaar lernen wir da eine ganze Menge prächtiger Persönlichkeiten kennen, das große Kind „Dokter Jösken“ und seine Armenhauskollegin Elisa, den durch unverständige Eltern um sein Lebensglück betrogenen „Karlchen Fint“, „Tante Anna“, die ihrer schwachen Mutter und ihrem verzogenen und verbummelten Bruder zuliebe ein freudloses Dasein trägt, die „Läbrin Weberpohl“ (Lehrerin Anrast), die sich unglücklich fühlt, sobald sie keine genügende Gelegenheit zur Betätigung ihrer unbändigen Arbeitslust hat. Aus dem weiteren Inhalt dieser Sammelbände seien nur hervorgehoben die übermütig-lustigen Kleinstadt-Geschichten, wie „Windhof, en Vertellfel ut en klein Städtken“, und „Luzifer in Windhof“, ferner „De Revolution in Lurum“, ein Bild aus der Arbeiterbewegung, und „De Amerikaner“, die Geschichte eines Mannes, der nach 40jährigem Aufenthalt in Amerika sein altes Heimatdorf wieder aufsucht, darin aber das heiß zurückersehnte Jugendparadies nicht wiederfindet. Die Geschichten sind auch sehr verschiedenen Umfanges. Zu den längeren gehört die Humoreske „Windhof as Kurort“, die zwar in einer Zeit geringer Muße und wechselnder Schaffensstimmung entstanden sein mag, aber in ihrem Kapitel „De Probe“ ein so köstliches Über- und Durcheinander von Humor, Satire und Komik aufweist, daß sie schon deswegen zu den bemerkenswerten Prosaschriften Wibbelts gezählt werden muß. In diesem Abschnitt, der im Plattdeutschen seinesgleichen sucht, wird der Empfang des Kaisers „geprobt“. Der Bürgermeister, als der nächste dazu, stellt zugleich sich selbst und den Kaiser vor. Am Bahnhof, beim Zuge durch die Stadt und nachher beim Festbankett. Wie er nun immer doppelt repräsentieren und

reden muß, so muß er natürlich auch für zwei trinken, einen Schluck nach dem andern, bald als Kaiser, bald als Bürgermeister, bald als beide zugleich. „Et was grülic anstrengend, un et duerde auf nich lange, do was de gutte Mann so af, datt he goer nich mähr wuß, of he Börgermester oder Kaiser was. Man mott owwer all ut Respäck anniähmen, datt he bloß äs Börgermester dick woern is.“

Den ersten Bänden der Dritte Möhne folgte zunächst die Erzählung „Wildrups Hoff“ (1900), die uns das bunte Familienleben der reichen und rauhen Wildrups zeigt. In einem lustigen „Sluþwaort“ macht Wibbelt darauf aufmerksam, daß dieses Buch gewiß nicht den Vorwurf verdiene, den eine Dame seinem ersten gemacht habe. Es kämen „örndliche Fraulüde“ darin vor und sogar eine — „de scheebe Engel“ —, die nicht einmal heiraten wolle. „Nich heiraten is besser, segg se.“ Freilich, Klüingekamps Vader meint auch von ihr: „so ball äs se Eenen kriegen könn, daih se't.“ — „De Strunz, ne Industrie- un Vuerngeschichte ut'n Mönsterlanne“ (1902) führt uns in das Dorf Holldrup. Es liegt zwischen den Städten Windhot und Lurum. Ein kleiner Bach — de Gaußte — durchschneidet den Ort. „Düsse Gaußte nu dat is de Grenze von Wind un Stiefnackigkeit. Wat an de Windhöker Siet wuhnt, dat hät mähr Wind in'n Kopp, un wat an de Lurumer Siet wuhnt, dat geiht mähr stief un stramm sinen Patt. Mankst trigg nu de Wind-Siete dat Uöwergewicht, besonnens wenn de Sunn schient, un denn is ganz Holldrup an't Singen un Fleiten, un bi Riägen-Wiädder is de Lur-Siete stärker, un dann laof't de Holldrupper de Lippen hangen bis up de Hollsklen.“ Daher hat denn Klüingekamp den Holldruppern den Beinamen „De Swattbunten“ gegeben. Diesen Leutchen soll Heil widerfahren. Die Industrie zieht in das Dorf ein. In ihrem nächsten Gefolge leider auch der Schwindel und, mit den durch den Strontianitbau herbeigerufenen fremden Arbeitern, auch die Sozialdemokratie. Gegen sie sucht der jugendlich-ungeschickte Amtmann den Patriotismus der Holldrupper zu mobilisieren durch — eine eifrige Agitation für ein Kriegerdenkmal. Eine Dilettanten-Aufführung, die die Mittel für den Denkmalbau aufbringen soll und die verunglückte Einweihung des Denkmals gehören zu den übermütigsten Kapiteln des Strunz, in dem sich Wibbelt übrigens auch der heiratswütigen Mädchen und Witwen wiederum freundschaftlichst annimmt. — In „Hus Dahlen“ (1902) wird sehr anschaulich und ergötzlich ein Streit um Kaisers Bart geschildert, der nicht nur den hartköpfigen Bauer Dahlhorst und seinen ihm bisher befreundeten gräflichen Nachbar v. Dahlen gründlich auseinander zu bringen droht, sondern langsam auch in die Lebensverhältnisse der ganzen Nachbarschaft eingreift und selbst auf der Regalbahn und im Kaffeekränzchen der Frau Apotheker in Lurum die Freude und den Frieden stört. — Zwei Bände umfaßt die Erzählung „Schulte Witte“ (1905). Münster, die Stadt, ist der Magnet, der die am Bildungsfieber erkrankte Frau des biedereren Schulden anzieht. Sie weiß, von ihrer Schwiegertochter Tilda bestens unterstützt, ihren noch sehr rüstigen Mann zur Übergabe des

Hofes an seinen Sohn Werner zu überreden. In der Stadt wirft Meerste (Bauerfrau, Meiersche) sich zunächst auf die Bildung, später auf die „Guottfälligkeit“, die Frömmelei. Der Schulte macht die Bekanntschaft zweier biederen Bürger, des plattbütsken Professors Ralmus und des Giallgeiters (Gelbgiebers) Lewink, dessen „Handwiärk mehr Kunst“ ist und sucht seinen „Lebenszweck“ in Vereinen. Doch die beiden Alten werden des Stadtlebens bald überdrüssig, aber eine Rückkehr auf ihren Hof, und wäre es auch nur zur Sommerzeit, weiß die äußerlich gebildete, dabei herzenstrohe Silda zu verhindern, so sehr auch ihr Mann unter dem Widerstand leidet. So sucht die Meerste mit einer Freundin die Submühle auf, während Witte sich auf dem Butkampshof bei Wilm-Ohm, dem Erfinder des „Maulwurfhügelhobels“ und der überfrommen Pseudotemperenzlerin Anne-Möhne einquartiert. Ein Telegramm ruft ihn nach Wittes Hof: sein Werner ist auf der Jagd verunglückt und beim Eintreffen der Eltern schon eine Leiche. Traurig ziehen die Alten von dem Hof, der jetzt der kalten Silda gehört. Die Meerste erliegt bald dem Schmerz, Witte gewinnt neuen Lebensmut, als er einen entfernten Verwandten entdeckt, der sich mit Meerstes Nichte, dem bescheidenen Threesken verlobt und mit ihr und dem Schulken nach Butkampshof zieht, den Witte für das junge Paar erworben hat. — Dies ist in kurzen Zügen der Inhalt des Werkes, das dem Verfasser Gelegenheit gibt, seine von jeder Sentimentalität freie Gemütsstiefe zu zeigen und auf einem ernstern Hintergrund alle Lichter seines erquickenden Humors spielen zu lassen. Auch die große Charakterisierungskunst Wibbels bewährt sich hier aufs beste. Sein Schulte Witte, der die tüchtige Art des niederdeutschen Bauernstandes trefflich verkörpert, ist eine der anziehendsten Gestalten der niederdeutschen Literatur. Wer sich für diese interessiert, sollte auch an Schulte Witte nicht vorübergehen, und auch die Hochdeutschen, bei denen ja Bräsig in Ansehen steht, werden es nicht bereuen, Wittes Bekanntschaft zu machen. Die zahlreichen Nebenfiguren der Erzählung sind gleich lebensvoll und lebenswahr gestaltet. — „De Pastor von Driebeck“ (1907) zeigt uns einen Geistlichen, der von seiner neuen Gemeinde anfangs verehrt wird, bald aber mit ihr in Zwistigkeiten kommt. Änderungen, die er einführen möchte, finden keinen Anklang, und mit den Ratschlägen, die er zwei Liebenden und ihren Eltern auf ihre Bitten erteilt, macht er's auch keinem recht. Aber da er immer vom besten Willen beseelt ist, und auch seine Schafe nicht so verstockt sind, wie sie bisweilen scheinen, so verstehen sich Hirt und Herde schließlich doch, und alles läuft sich wieder zurecht. Die Zahl prächtiger Wibbelscher Originale wird in diesem Buch vermehrt, vor allem durch „dat Pastörken“, den Pfarrer von Hollingen, in dem sich Lebenserfahrung und Humor zu einer köstlichen Einheit verbunden haben. — „De Särfschopp“ (1909). Eine schnurrige Bestimmung im Testament des Sonderlings Peter Holtkamp legt dessen Brudersohnesohn und Universalerben Anton die Pflicht auf, sich binnen sechs Wochen nach der Testamentsverlesung zu verheiraten. Die

Folge ist eine „Jagd nach der Frau“, die ein ergötliches Gegenspiel bietet zu der bei Wibbelt so beliebten „Jagd nach dem Manne“. Anton verlobt sich denn auch schließlich mit dem netten Tresten, aber die Hochzeit kann unmöglich noch vor Ablauf der sechs Wochen stattfinden. Tresten will sich übrigens auch gar nicht als Beigabe zur Erbschaft verhandeln lassen. Der Hof des alten Originals wird den beiden aber doch noch, denn ein nach Ablauf der sechs Wochen zu eröffnender Anhang verlängert die Frist. Das Buch bietet mehr als nur einen amüsanten Lesestoff. Daß nicht nur ein unterhaltsamer Erzähler, sondern daß ein Dichter es geschrieben, geht aus dem neunten Kapitel „De aolle Dirk“ hervor, das die Nachtwache eines alten Knechtes am Sterbelager seines Herrn (eben jenes sonderlichen Testators) schildert. Im kargen Gespräch und in stillen Gedanken lebt die gemeinsame Jugendzeit wieder auf. Draußen geht die Natur zur Ruhe, um nach kurzem Schlummer strahlend neu zu erstehen. Mit dem ersten Sonnenstrahl scheidet Peter-Ohm für immer, aber lange noch hält der treue Dirk Peters kalte Hand in der seinen. Dem feinen Kapitel läßt sich nur wenig, sehr wenig aus der neuplattdeutschen Erzählerliteratur an die Seite stellen. — Mit einem schönen Geschenk hat Wibbelt seine Leser kurz nach seinem 50jährigen Geburtstage erfreut. „Dat veerte Gebott“ heißt sein neuestes Werk, das uns den Kampf eines guten Sohnes zeigt, dem sein Vater die Erfüllung des vierten Gebotes, das seine Mutter ihm noch auf dem Sterbebette ans Herz gelegt hat, bitter schwer macht. Hellkamps Wilm hat seinen Vater nie ganz gekannt, solange die Mutter am Leben war und trotz ihrer Unscheinbarkeit den großen, starken, aber von Charakter haltlosen Mann mit fester Hand lenkte nach ihrem Willen. Nach dem Tode der Frau fühlt sich der Alte aller Fesseln ledig. Seine Großsprecherei, seine Liebe zum Alkohol kommen wieder zum Vorschein. Er hält es nicht für nötig, daß der Sohn schon heiratet, er selbst mit seinen siebenzig Jahren kann ja noch recht gut wieder heiraten. Er begiebt sich auch wirklich auf die „Friggerie“, bis ihm dann auf eine Zeitlang — die Germanistik von solchen Gedanken abbringt, als der Studiosus Niggelkamp, der — ganz modern — eine Dissertation über plattdeutsche Dialekte schreiben will, sein Gast wird. Die Heirat Wilms kommt dann auch nach einem herzhaften Eingriff des Pastors zustande; aber die fröhliche und freundliche Schwiegertochter wird ihres Glückes nicht recht froh, da der alte Hellkamp ihr als eine Art Mudder News gegenübertritt, aber absichtlicher und böswilliger als jene. Der Schnaps, den eine weitläufige, erbschaftslüsterne Verwandte ihm immer wieder zusteckt, nimmt ihm seine letzte Lebenskraft, und als der alte Schulte endlich stirbt, da kann sich der Sohn eines Gefühls der Erleichterung nicht erwehren, obwohl ihn zugleich die Neue darüber packt, daß er, wenigstens in Gedanken, gegen das vierte Gebot gesündigt habe. Aber darüber beruhigen ihn bald seine tapfere junge Frau und der verständige alte Pastor, und es wird wieder Sonntag auf Hellkamps Hof.

Wibbelt liebt die Natur und den kräftigen westfälischen Bauernstand, dem er entsprossen. Das ländliche Volkstum mit seiner Gesundheit, Biederkeit und Enge zieht ihn immer wieder an. Doch auch seinen Schwächen verschließt er sich nicht. Ein besonders gutes Auge aber hat er für die Schwächen der Städter und für solche Landleute, die es den Städtern in der „Bildung“ und in allerlei Außerlichkeiten gleich tun möchten. Schlichtheit und Einfachheit finden in Wibbelt einen sentimentalitätsfreien Gönner. Vortrefflich gelingen ihm auch solche Bauern, die aus aller Enge ihrer Verhältnisse heraus, allein durch scharfe Beobachtung der sie umgebenden Welt sich eine Lebensweisheit angeeignet haben, die sie verstehen und — belächeln lehrt.

War an den ersten Büchern Wibbelts manchmal ein gewisses „Sichgehenlassen“ zu bemerken, eine oft reichlich große Neigung zur Situationskomik, eine Überhaftung gegen den Schluß längerer, wenn auch sonst trefflich erzählter Geschichten, so zeigen die späteren Werke, daß der Dichter diese Schwächen überwunden hat. Er hat uns schon lange mit jedem neuen Buche aufs neue bewiesen, daß ihm der Sinn für die Kunst der Erzählung durchaus nicht fehlt. Sein Weg hat zum wenigsten seit dem „Schulte Witte“ die Richtung auf die Höhe genommen.

Daß Wibbelt den Ernst besitzt, der den echten Humoristen über den Spasmacher erhebt, wußte man lange. Auch waren einzelne lyrische Gedichte von ihm durch den von ihm begründeten Kalender „De Riepenkerl“ bekannt geworden. Dennoch war es seinen Verehrern eine Überraschung, als er im Frühling 1909 unter dem Titel „Mäten-Gaitling“ (Märzamsel) einen Band lyrischer Gedichte herausgab. Er tat es damit John Brinckman gleich, der ja im „Bagel Griep“ ebenfalls seinen humoristischen Erzählungen ein lyrisches Buch voll Kraft und Tiefe an die Seite setzte. Warme Menschenliebe, Freude an der Natur und am Leben sprechen auch aus Wibbelts Gedichten. Dem ersten Band folgte drei Jahre später der „Pastraoten-Gaoren“, der den Wunsch nach weiteren lyrischen Gaben des begnadeten Dichters noch verstärkt hat.

In Westfalen, seiner engeren Heimat, weiß man den Dichter bereits nach Gebühr zu würdigen. An der Wasserkante, in den Hansestädten, in Holstein und Mecklenburg hat man ihm gegenüber noch etwas nachzuholen. Ich denke, man wird's tun! Und zwar noch zu des Dichters Lebzeiten! Die Schwierigkeit, die Wibbelts Sprache und Rechtschreibung dem Leser macht, ist wirklich nicht so bedeutend, daß man sich hinter sie verschanzen könnte. Man liest sich auch in sie hinein und hat bald volle Freude an dem überwältigenden Humor und an der Gemütsstärke dieses plattdeutschen Dichters aus dem Lande der roten Erde.

Wibbelt als Lyriker.

Von Dr. Friedrich Castelle.

Die urewige Sehnsucht des Menschenherzens, in feierlich erhabenen Worten auszusprechen, was über Alltäglichkeit und Erdenlast hinaus die Seele erfüllt und erregt, ist wie das Wogen und Branden des Meeres: aus innerer Unruhe wird beides geboren. Erst im machtvollen Aufbegehren und machtlosen Brechen an dem entgegengesetzten Gestade der Hindernissen und Hemmnisse löst sich ihre Kraft und fügt sich ihre Melodie. Erst wenn dann die „tote See“ der inneren Selbstüberwindung und harmonischen Gelassenheit leise ebbend aufschwimmt, erst dann kommt über den schöpferischen Menschen jene Kraft und Gnade, für die Liliencron im Bilde des Meeres ein so tiefes Gleichnis gefunden hat:

„Ist dir, Poet, von Leidenschaft das Herz
Noch übertoll,
Von Lust und Leid, von Liebe, Schmach und Schmerz,
Es macht dich toll.

Allmählich doch verzehrt sich Wut und Glut,
Noch zitterst du,
Verzögert sich das aufgeregte Blut,
Du findest Ruh.

Dann wirst du wohl ein stiller Gärtner sein,
Der Rosen bricht,
Und all die Kränze, all die Kränze dein
Sind ein Gedicht.“

Alle echte Dichtkunst, jeder blühende Kranz wird von Schmerz empfangen und in Schmerz gewunden: in Kampf und Entagung, in Verlangen und Verlust, in Heimweh und Heiterkeit nach bitter-schwerem Verzicht. Was anders ist denn Goethes Lyrik, als der unablässige Streit des großen, edlen Menschen mit den gemeinen Trieben übermächtigen Alltagsbegehrens, als die bittere und doch durch eine gebieterische Kunst so wundervoll geläuterte Rechtfertigung über die Opfer der Begierden und Sinne an die Liebesleidenschaft! Was anders ist denn Eichendorffs Romantik, als der Widerstreit mit dem harten, grausam quälenden Leben, das diesen stillen, inbrünstigen Geist in den Seelen gezäumt hielt, bis die Kräfte gebrochen waren! Was anders ist die eberne Kunst der Drafste, als der herbe Verzicht auf den wintenden Besitz eines in empfänglicher Mädchenjugend auftauchenden Liebesglückes, als die Sehnsucht der Kranken nach der westfälischen Heimat! Was anders ist Liliencron's inbrünstige lyrische Schlichtheit, als der heimlich ausgleichende Unterstrom gegen all die quälenden, quirlenden Begierden des Lebens! Und was anders endlich ist Wibbelts plattdeutsche Kunst, als die Wehmut des alternden Mannes nach dem sonnigen Kinderland der Jugend! Nicht bloß jener Jugend, die fröhlich über alle Straßen des Lebens stürmen konnte und nun mit so vielen tausend Weggefährten schrittweise gehen muß. Sondern weit mehr noch jener andern Jugend, die uns Niederdeutschen unwiederbringlich verloren geht, weil ihre Wurzeln in dem nur noch künstlich fruchtbar erhaltenen Kulturboden absterben. Denn mit der niederdeutschen Sprache geht auch die altehrwürdige Heimatwelt langsam zugrunde. Und wer mit dieser Welt äußerlich wie innerlich so tief verwurzelt und verwachsen ist, wie Wibbelt, in dem wecken Sehnsucht und Heimweh den Dichter.

Augustin Wibbelt hat seine beiden plattdeutschen Gedichtbücher „Mäten-Gaitlink“ und „Daftraoten Gaoren“ — Verlag von Fredebeul & Roenen, Essen a. d. Ruhr — erst herausgegeben, als sein Lebensweg sich schon talwärts senkte in das abendliche Land: an der Grenze der Fünfzig. Und in den reifen Mannesjahren sind ohne Zweifel die meisten seiner plattdeutschen Gedichte entstanden, denn durch sie alle klingt immer wieder der eine kraftvolle Ton der

Erinnerungen an die Jugend tragend und beherrschend hindurch. Der Hellbach seiner Heimat ist ihm Symbol seines eignen Lebens: aus dunklem Busch heraus fließt er sacht durch Wiesen und goldene Felder und läuft mit leisem Laut zum Dorf und zur Mühle hin:

„O Rinnertied, du Wunnertied!
Do wör'n de Eeken no so graut,
Do gaff't Wigölkes wiet un siet,
Do was de Welt vull Muorgenraut.“

Und wie die stille, schlichte Welt seiner Heimat, so war auch sein Jugendleben verklärt von Freude und Schönheit, war voll von Erlebnissen und Wundern, und selbst im leuchtenden Abendrot saß der Herrgott noch auf goldenem Stuhl und sammelte all die Schönheiten der Welt für die Nacht in seinen treuen Schoß. Was aber zwischen dem Morgen und Abend seines Lebens liegt, das verliert der Dichter nicht mehr, weil das alles in sein Herz und in sein Wesen hineingewachsen ist. So sind namentlich Wibelts Naturgedichte Abbilder der welteinfamem westfälischen Heimat, sind, wie diese seine Heimat selbst: schlicht und doch groß in der Stimmung, verschlossen und voll tausend inbrünstiger Heimlichkeiten, die nur der ganz nachgenießen und ganz erschauen kann, dessen eigne Jugend am Dorfbach und zwischen Rämpfen und Wallbecken einhergetollt ist. Mit der Märzamsel, dem Mäten-Gaitlink, beginnt der Dichter sein Lied, zögernd und stockend erst: er muß seine Strophe noch studieren. Aber bald umrauschen ihn die Fröhlichkeiten des Frühlings mit hundert holden Stimmen. Das erste Kräutchen steigt aus der Erde und trägt sein „Klütten“, sein Krümchen fruchtbaren Mutterbodens, mit ans Licht. Darüber lacht die Sonne, und das Kräutchen lacht mit. Die erste Blume steht im Funkeltau wie mit blanken Augen da. Der „Lewink“, die Lerche, hängt jubilierend in der Luft, und von den Weidenzweigen stäubt das gelbe Gold — es ist alle Jahre das gleiche lustige Lebensspiel. Und selbst die Wintersaat ist ihm ein herbstgeborenes Frühjahrskind, denn sie bildet ja in Wirklichkeit über Eis und Schnee hinweg eine grüne Brücke zwischen Herbst und Frühling.

Wer so die junge unberührte heilige Frühjahrswelt liebt, dem ist auch die junge Menschenwelt ans Herz geschlossen. Nicht müde wird der Dichter, die Schönheit der Kinderseele zu besingen, die kleinen Menschlein zu beneiden, die der Tod dahinrafft, ehe das Leben sie umspült hat „met Leed un Sweet, met Suorg un Söcht“. Sie sterben ja noch so leicht und fröhlich in die andre Welt hinüber:

„Nu sitt ic up den Wolkenwagen,
Min Piärdken is de Wind.
Nu laot de Rädkes rullen un jagen
So hauge lidwer de Hieggan un Hagen,
Geschwind, geschwind,
Bis wo de Engelwiesken sind.“

Do blaihet de Sternblomen all
Von lutter Gold un aohne Tall
Ap lange Gültwerstellen.

Min Wagen steiht, min Piärdken ligg
An slöpp in sine Stellen.
Nu will ic springen un spielen —
Of 't wierkumm, dat weet 't no nich.“

Für die andern aber, die dem Leben entgegenjauchzen, macht er die ganze Natur lebendig, daß sie ihnen diene, daß sie ihnen die Freude gebe an all der schönen Erdendingen. Und da wird der ernsthafte Dichtersmann trotz seiner gelehrten Brille selbst wieder zum Kind. Auf dem Maulwurfsbügel, der „Wanneropsbücht“, wird der große Garten angelegt. Und mit dem Besitz wächst auch das Begehren: erst sollen nur Bohnen, Wurzelkraut und Salat darinnen schießen. Aber bald wird's schon ein ganzer Ramp mit Obstlein und

wirklich lebendigen Pferden. Natürlich kommt dann zu dem Wiesenkamp schnell auch noch ein großes, großes Ackerfeld hinzu und ein ganz dunkler, tiefer Busch, und dann wird gesät und gemäht und geschossen — bis die ganze Wanneropshucht-Herrlichkeit zusammenströmt, wie der Hügel selbst, wenn ein Fuß hineintritt. Vor allem die Tierwelt weiß der Dichter den Kleinen wunderbar zu beselen. Mit Schnecke und Eichhörnchen, mit Sonnenvögelchen und Knuspermäuschen wird vertraute Zweisprache gehalten, Häschen wird vor dem wilden Jägerohmann gewarnt und „Musetätter“ im Wochenbett besucht und ob ihrer neun allerliebsten kleinen „Museblagen“ angestaunt und beneidet. Der vornehmste Freund aber ist Herr Frosch in seinem stolzen Staat, und wenn er auch vor dem Gänserich Reifhaus nimmt, seine Würde geht darob nicht verloren:

„Pöggsten sitt in 'n Sunnenschien,
 O, wat is dat Pöggsten sien
 Met de gröne Bücks!
 Pöggsten denkt an nicks,
 Rümp de witte Gausemann,
 Hät so raude Stieweln an,
 Mäc en graut Gesnater.
 Hu, wat fir
 Springt dat Pöggsten met de Bücks,
 Met de schöne gröne Bücks,
 Met de Bücks in't Water!“

Dem Dichter, der so ganz in der Natur lebt, bringt der Sommer die Wunderzeit. Da blühen neben und über ihm die Rosen. Da läuft der Wind durch das hochwogende Korn. Da kommen die Sonntage mit all ihrem feierlichen Frieden und all ihrem vollen, tiefen Glodenklingen, das man von Dorf zu Dorf hin und her gehen hört. Da summt der Lindenbaum von all den geschäftigen Bienen „äät Wörgel in de Kiärt“. Mitten in all dem Glanz und all der Pracht der münsterländischen Heimat, die der Dichter schon in seinen plattdeutschen Erzählungen immer wieder liebevoll zeichnet, schimmert das Heimatdörfchen auf, das sich in all den Wäldern und Rämpen und Wallhecken versteckt so natürlich und so selbstverständlich, „wie im Nest der Vogel duckt“. Diese ganze Welt aber ist erfüllt von den leisen, schwingenden Stimmungen des heißen, leuchtenden Lebens, das der Dichter in seinem „Summer-Middag“ so zart und doch so kräftig nachgestaltet hat, wie wir es bis heute vielleicht nur bei hochdeutschen Dichtern von der künstlerischen Empfindlichkeit eines Mörike und einer Drosté gekannt haben:

„Middagsruh — fin Bugel singet,
 Doch de ganze Wieske klinget
 Von de kleinen sienen
 Sülwer-Vigelinen.“

Grillensank un Sonnenwiäben,
 Stunnenlant dat lise Liäben —
 Stigg harup en Grummel?
 't flügg ne dicke Hummel.“

Buotterblom un Biewwerspier
 Schütt't de Köpp un lustert wier
 Up de kleinen sienen
 Sülwer-Vigelinen.“

Und selbst die Sommernacht ist dem Dichter, der in seiner ganzen Anschauung und Entwicklung so echt niederdeutsch geblieben ist und so ganz in den Erinnerungen an Heimat und Kindheit weiterlebt, ein heimliches Symbol des Lebens, das hier tagaus, tagein seine stillen Gänge geht und seine gleichmäßigen Geschäfte hat. Sie ist ihm eine alte, stille Bauersfrau, die auf ihrem Stuhl

list und spinnt. Das Spinnrad geht kaum, und die Spule schnurrt nur ganz leicht. Da steigt im Osten ein Lüftchen auf. Die Alte stellt ihr Rad beiseite, und der junge Morgen springt „krift un glau met Augenlöchten un met Badenglaihen . . . von 'n grönen Biärg in't glälle Feld. Un gripp ne Seif' un löst se lustig blänken“.

Das Dangeln der Sensen ist ihm eine liebe Musik, als schwenkten Glocken mit silbernen Schwengeln, und der Pflug, der in gleichmäßiger Arbeit, sich selber schärfend, sich selber blank machend durchs Land geht, während die Bachstelze hinterdrein wippt, die Lerche jubilierend in der Luft hängt und der leise würzige Ruch von Segen kräftig aus dem gebrochenen Boden steigt, ist ihm ein Gleichnis seines eignen Lebens. Es liegt über Wibbelts Art in der Tat etwas, wie der Glanz, den die von der blanken Pflugchar umgeworfenen schwarzen Schollen des Ackers tragen, etwas wie die heilige Unberührtheit der Natur, die in sich selber schön und groß ist, die nicht nach Außerlichkeiten hascht, sondern sich selber genug ist und in sich selber die Freude treuesten Besitzes und hingebendster Verklärung trägt.

Diese stille, selige Eigenschönheit wächst nicht auf einem Land, das unbeachtet bleibt und ungebaut. Die Pflugchar muß hindurchgehen, tief und oft. Auch Wibbelts wundervoll abgeklärte Fröhlichkeit ist nicht in lauter Glanz und Erdenrausch erworben, sondern in oft bitterem Verzicht auf Freude und Lust. Der Beruf zum Priesteramt hat ihn losgelöst von allen Erdendingen, hat ihn zum Verzicht gezwungen auf manche Menschenfreuden, hat ihn zum Helfer seiner Mitmenschen, zum Sammelbecken all ihrer Leiden und Gebrechen bestimmt. Das ist ein ernster, schwerer, verantwortungsvoller Beruf. Wer ihn treu verwalten und ausüben will, muß sich zügeln und zähmen können mit tausend Verzichten. Und oft fühlt sich der dichtende Pfarrer, den seiner Obrigkeit Gebot auch noch weit aus der münsterländischen Heimat entfernt hat, — an den Niederrhein, an die holländische Grenze, — tiefsam und allein. Sein Weg ist weit und seit so still und stoppellah! er hat seinen goldenen Schatz, das helle Lachen des Herzens, verloren, hat ihn verstreut und hört jetzt nur noch, wie andre sich daran erfreuen. Dieses Geständnis ist sehr bedeutsam für Wibbelts künstlerische Entwicklung. Wer seine Profanbücher einmal in der Reihenfolge ihrer Entstehung vergleicht, der erlebt es selber mit, daß der Erzähler der fröhlichen Drüke Möhne-Geschichten, die Wibbelts Ruf in Westfalen begründet haben und heute auch am meisten noch tragen, immer ernsthafteren Menschenproblemen sich zuwendet. Und heute liegt seine stärkste Kraft gerade in diesen ersten Szenen, namentlich in den Schilderungen des Todes, die von Buch zu Buch majestätischer und erhabener werden.

Hier spricht nicht bloß der gestaltende Künstler bedeutsam mit, sondern der immer nachdenklicher, stiller und einsamer gewordene Mensch, dessen ganzes Wesen sich wandeln mußte und sich immer tiefer veredeln und wandeln muß durch seine Stellung im Leben. Wibbelt hat wiederum in seinen plattdeutschen Erzählungen diese Stellung des Pfarrers im Leben der westfälischen Landbevölkerung oft gezeichnet, fröhlich und ernst, gütig und unnachsichtlich. Der Geistliche ist diesem Volke, ist dem Niederdeutschen insgemein die Persönlichkeit, die ihm in allen Dingen gewichtig erscheint. Es ist der Mittler in den Geschehnissen des Lebens und in den Erlebnissen des Herzens. Er wird angerufen in den stillen Nöten, wo heimliche, vertraute Aussprache Frieden bringt, und in den lauten Streitigkeiten des Alltags, und immer wird sein Wort gewichtig wiegen, wenn er auch als Mensch über denen steht, über die er gesetzt ist. Versteht er es nicht, sich einzuleben in die Art des Volkes, weiß er dessen Ueberlieferungen und Gewohnheiten nicht zu werten oder versucht gar, sie zu mißachten, dann wird — wie in der Erzählung „Der Pastor von Driebed“ geschildert ist — eine tiefe Kluft entstehen zwischen dem Pfarrhaus und der Gemeinde. Wo aber solch harmonische Treue und Herzlichkeit, solch echte, ferngesunde Menschlichkeit der Grundzug des priesterlichen Wesens ist, wie bei Wibbelt, da wird auch der Dichter in dem Menschen und Priester von der Freiheit, Größe und Güte des echten Künstlerums begnadet sein.

Für die Erkenntnis, nicht bloß für das Verständnis der tiefsten und stärksten Kräfte in Wibbelts Lyrik ist die Anschauung und Bewertung seiner Stellung

im Leben unumgänglich notwendig; sonst wird der mit den äußeren Vorbedingungen für seine Kunst weniger vertraute Leser nicht leicht den Weg zum Herzen des Dichters finden. Denn vor allem sein „Pastraoten Gaoren“ ist eine so ergreifend schöne und echte Vermenschlichung seines gottgeweihten Lebens, daß wir immer wieder staunen über so viel Innigkeit und Güte. Aber wir wissen, wo die Wurzeln dieses Wesens wachsen:

„Wat geiht dör mine Gaorenpaot,
Wat geiht dor in un ut?
Dat Liäben baoll, un baoll de Daut
Und Brüdigam un Brut.

Do trätt harin en fasten Eratt,
Und kräftig föllt de Klink.
Do hüppt en lichten Rinnerfot
Und trippelt bugelslink.

Do stüört et sief so swaor haran,
So stief un langsam stigg't.
Un äs de Föt de Hiätten auf
Verscheiden an Gewicht.

Wat geiht dör mine Gaorenpaot?
Et kümp, et kümp de Tied,
Dann driägt mi veer Mann harut
Un driägt mi gar nich wiet.“

Bis zu der alten Kirche nur werden sie ihn tragen, und neben der Kirche wird er dann ruhen: der Lindenbaum streut all die weißen und süßen Blüten auf das Grab; flinke, frohe Kinderfüße laufen vorbei; Glockenklang und Orgelsang fallen als Tau aufs Grab. Dieses unablässige Auf- und Niederwandern durch das ganze Menschenleben einer ganzen Gemeinde gibt tiefe Kenntnis aller Erdendinge. Man spürt das schon in Wibbels Spruchpoesie. Seine kleinen, knappen Dichtungen, in denen er die Schwächen und Torheiten der Menschen über die Hechel schlägt, sind so köstlich treffend, so sicher in der Nutz-anwendung, daß man fühlt: Hier spricht ein gesunder, welterfahrener Mensch zu seinen Mitmenschen. Die Spizen der Satiren sind nicht künstlich gefeilt, sondern sie werden blank und scharf — wie die Zähne der Hechel — im täglichen Gebrauch und in der Übung am wirklichen Leben. Dieses nimmermüde Schreiten durch so vieler Menschen Dasein gibt aber auch ganz naturgemäß eine freundliche Abklärung. Wibbelt hat in seinen beiden Gedichtbüchern auch eine Reihe erzählender Dichtungen. Bald sind sie voll schmunzelnder Schalkhaftigkeit wie die Geschichte von den beiden alten Jungfern, die sich zur Bewachung ihres kleinen Kramladens so einen recht gutmütigen älteren Junggesellen ins Haus nehmen und beide für ihn in letzter Liebe entbrennen. Die eine siegt. Die andre aber übertrumpft die glücklich verheiratete Schwester, indem sie gleich einen Widdermann mit vier Kindern einfängt. Insgemein überwiegt aber in ihnen der Ernst, der namentlich in den Verserzählungen von Vorgeschichten bis zur künstlerischen Vollendung und Eindringlichkeit der Ballade sich steigert.

Die höchste Kunst erreicht Augustin Wibbelt in seinen religiösen Dichtungen. Und wiederum ist es für seine Persönlichkeit bedeutungsvoll, daß er auch hier so echt menschlich und natürlich bleibt. Denn nicht religiöse, erbauliche Gedichte im engeren und landläufigen Sinne hat Wibbelt geschrieben. Selbst in dem großen Gedichtkreis „Mörgelspiell“, in dem er die Einschnitte und Handlungen der katholischen Messe dichterisch verherrlicht, ist er ganz Mensch, ganz der echte, niederdeutsche Christ, der aus seiner bodenständigen Überlieferung denkt und betet. Oft glaubt der Kenner der niederdeutsch-religiösen Dichtkunst früherer Zeiten solch ein altes plattdeutsches Gebet zu hören, das wichtig und schwerfällig sich losbrach aus dem schweigsamen, harten Munde und tiefen Herzen des Bauern, solch einen Trostspruch und Stoßseufzer voll urgewaltiger, ferniger

Kraft. Dann wieder steigt die Farbenpracht der Bibelsprache vor dem Leser auf: bildlich und niederdeutsch wie das herrliche Heliandlied. Besonders in den „Evangelgen-Bellern“ hat Wibbelt eine künstlerische Meisterschaft von höchster Vollendung des niederdeutschen Ausdrucks genommen. Er lebt ganz in den Anschauungen des Volkes, und Bilder ziehen vorüber, so echt, so farbenfräftig und menschlichbunt, wie das berühmte Fenstergemälde in der Soester Marienkirche, auf dem das letzte Abendmahl Christi mit seinen Jüngern echt niederdeutsch gefeiert wird: mit grobem Bauernbrot, zu dem auch der gekochte Schulterschinken, der „halwe Kopp“, nicht fehlt.

Und noch eine andre Art religiöser Dichtkunst meistert Wibbelt: die Darstellung des Todes. Im zartesten lyrischen Ton weiß er alle Schauer des unbeimlichen Menschenbangens vor dem letzten, ungewissen Ausgang aller Erdentage auszusagen, vor allem in dem symbolischen Gedicht „Slaop,“ das in dem Bilde von den Kohlen, die des Abends am offenen Herdfeuer des Bauernhauses mit Asche zugebedt, „toratt“ werden, wieder so ganz niederdeutsch ist, das aber in seiner tiefinbrünstigen Innerlichkeit und in seiner prächtigen Form den besten lyrischen Dichtungen deutscher, auch hochdeutscher Kunst beizuzählen ist:

„Sliet met dine weeten Suohlen
Sacht in mine Kammer!
Rat se to, de lesten Ruohlen,
Hiätensbrand un Jammer!

Reel den Kros un laot den köhlen
Slummerdrank mi drinken —
Nicks mähr denken, nicks mähr föhlen,
Deip in Nacht versinken!“

Den sinnfälligsten, greifbarsten Ausdruck findet Wibbelt indes für diese Art religiöser Dichtkunst in den Gedichten, die er dem „Naohber Daut“ widmet, dem Gevatter Leisesuß und Überall, der ihm allerwegen in die Quere kommt. Da erscheint er wie in Falles Todesdichtungen — Wibbelt hat überhaupt nahe künstlerische Verwandtschaft mit der an Goethe, Gottfried Keller und Mörike gebildeten Art des Hamburger Lyrikers — auf allen Wegen und zu allen Zeiten. Als der vertraute, befreundete Nachbar geht er mit dem Dichter durch das Menschenleben, ein alter, müder Mann, dem es weh tut, daß er so viel Leben vernichten muß, der mit mildem Lächeln all der bangen Menschlein Lieben und Flüchten vor seiner Sense verfolgt. Diese prachtvolle menschliche Gestalt ist mit dem scharfen Messer des Bildners in den Holzstock geschnitten, eckig und kantig, aber voll eindringlicher Kraft und herber, packender Lebendigkeit:

„An'n stillen warmen Summraoabend gont
Ick minen Patt alleen. De Himmel hont
Vull Wolkenrausen, un de gröne Wall
Vull bleete Siegentrausen üöverall.
Man saog se löchten up den dunkeln Grund,
De ganze Hagen was von Blomen bunt.

Do sprant en Mann von sietto üöver't Heed.
Mi ducht, ick kann dat lange drüge Reet,
Dat moß min Naohber sien. Wat hät he'n Sprunk!
Wat will he met de Seiß? Dat Gräs is junk,
Dat Raorn no lang' nich riep. So dacht ick mi.
„Gu'n Aobend, Naohber! Arbeit all vörbi?“
Ick raip't em to. He stonn no up dat Schemm.
„Gu'n Aobend, Naohber!“ sagg ne frümde Stemm.

Dann kamm he lantsam naiger. „Häff no viell,
No viell to dohen.“ Um den Seißstiell
Re Kausenrank. Ick keet em unner'n Hot,

He namm en af — wu was mi do to Mot'!
 De blanken Tiänn, de Augenbüöl so graut
 Un liebzig — Här min Guott! Et was de Daut.

He trock den griesen Hot in sien Gesicht.
 „Jck gaoh wat met, doch kummt mi nich to dicht
 Un mine Seiß! Zi häfft no etwas Lied.“
 Jck namm mi'n Hiätt un frogg em: „Will Zi wiet?“
 He keek mi an un sagg: „Dat hett nich „will“ —
 Jck mott, min leuwe Naohber!“ — wees dann still
 Met sinen Knuckensfinger rächts hento
 Un't Duorp vörbi. Jck was rächt hiättlic froh“ . . .

Wibbelts Gedichtbücher sind in ihrer ganzen künstlerischen Art und Durchbildung bedeutende Erscheinungen in der Weiterentwicklung der niederdeutschen Dichtkunst. Was Klaus Groth in seinem „Quickborn“ begann, hat Wibbelt fortgesetzt: Beide haben gezeigt, daß die Mundart nicht bloß mehr für die Erzählung lustiger Schnurren lebendig ist, sondern daß sie auch die Stimmungslyrik in höchster Vollendung meistert, daß sie nicht nur die Kraft und Größe, sondern auch die zarte Innigkeit der hochdeutschen Schwester besitzt, ja, daß sie, die ältere Schwester, auch heute noch reicher und vielseitiger sich zu geben vermag, daß sie noch jung und lebensstark ist, daß sie — wenn man ihr auch die Gleichberechtigung neben der hochdeutschen Schwester nicht mehr zugestehen will — auch heute noch tiefe Einwirkung ausüben kann auf Sprache und Dichtkunst. Die literarische Forschung aber wird an Gedichtbüchern wie denen Wibbelts nicht mehr vorübergehen dürfen, nur weil sie — niederdeutsch sind. Sie wird sich auch nicht mehr damit begnügen dürfen, auf Liliencron, Löss und andre hochdeutsche Dichter niederdeutscher Herkunft hinzuweisen und einzugestehen, daß in der Mundart auch heute noch große Sprachwerte ungenutzt aufgespeichert liegen, aus denen die hochdeutsche Schriftsprache neue Kraft und Frische gewinnen kann. Im Gegenteil: sie hat die Pflicht, diese künstlerischen Erscheinungen einer alten Sprachkultur in ihrer ganzen Vielseitigkeit, Größe und Vollendung, in ihrer äußeren Formschönheit und innerlichen Tiefe als vollwertig anzuerkennen und sie dem deutschen Volke immer wieder ins Herz zu reden als wertvolle, unvergängliche Schöpfungen einer echten, deutschen Dichterpersönlichkeit, die keinen andern Wunsch und Willen hat, als zu leuchten gleich einem hellen, goldenen Sommertag und der Menschheit alle Schönheiten und Schätze in selbstloser Freude darzureichen:

„So mögg ick sien äs düsse Dag:
 So stälewarm un wiet,
 So klaor in minen Löwverlag,
 So still un aohne Striet.

De Blomen staobt an Wiägesrand,
 Dat Feld ligg vuller Gold.
 Dorüwerhiär de Himmel spannt
 Ein Telt so blant un stolt.

So mögg ick sien: för annere rief
 Un för mi selwer froh,
 Den Himmel drüöver — dann is't gliet,
 Of 't so kump oder so.“

Neue Gedichte von Augustin Wöbbelt.

De Maon.

De Maon will sich vertrupen sacht
 Met sine bleeke Locht,
 He gaff us Lucht de ganze Nacht,
 Nu stigg in'n Rußen vuller Pracht
 De graute Sunn tohöcht.

De Sunn in bar schörlaken Staat,
 Met gollen Kron un Schoh,
 Dat straohlt un glaihet üöwer Maot!
 Nu weet ich di tin' blättern Raot:
 O arme Maon, gaoh to!

Gaoh to, gaoh to, du arme Maon!
 Do steiht de Sunn un lacht.
 De Sunn mott auf äs unnergaohn,
 Dann saß du lang' an'n Himmel staohn
 De ganze leuwe Nacht.

Siällken, sing'!

Stigg de Nacht un brust de Wind,
 Geiß du arm verlaoten Kind
 Düstern Patt entlant:
 Siällken, sing' en Sant!

Stigg de Sunn un swigg de Wind,
 Löpp din Patt, min leuwe Kind,
 Füßken Blomen blant:
 Siällken, sing' en Sant!

Wat auf klump un vüör di steiht,
 Wat auf fällt un von di geiht
 All din Liäben lant:
 Siällken, sing' en Sant!

Ich sin so froh!

Weet nich, worüm: ich sin so froh,
 Mögg danzen oder fleigen,
 Un wenn ich gaoh, dann willt de Schoh
 Met jeden Tratt mi weigen.

Nu schint de Sunn — män ümmerto!
 Nu is de Nacht verglietten.
 Un Flittken häff'l, ich weet nich wo,
 Un bruk't auf nich to wietten.

Wörterverzeichnis: Maon = Mond, Locht = Leuchte, Lucht = Licht,
 Rußen = Osten, schörlaken = von Scharlach, Siällken = Seelchen, Patt = Pfad,
 tüßken = zwischen, Tratt = Schritt, verglietten = verglitten, vorüber,
 Flittken = Flügel.

Karl Wagenfeld.

Ein westfälischer Dichter.

Von Dr. Richard Dohse.

Es ist eine Freude, seine Blicke heutigentages über das weite Feld der neu-niederdeutschen Dichtung schweifen zu lassen. Es grünt und wächst und reift allerorten, und es scheint in der Tat, als ob



wir mitten in einer neuen Blüteperiode stehen. Und seltsam: wie zur Zeit des klassischen Dreigestirns Groth, Reuter und Brinckman, so sind es auch heute Schleswig-Holstein und Mecklenburg, die den bedeutendsten Anteil an dieser neuen Blüte haben. Besonders Schleswig-Holstein mit dem Altmeister Joh. Hinr. Fehrs. — Mehr und mehr aber tritt daneben ein drittes niederdeutsches Land — Westfalen — in den Vordergrund, so sehr, daß es fast den Anschein hat, als sollte es vielleicht noch einmal ganz an die erste Stelle rücken. Nur langsam hat es in der plattdeutschen Literatur seine Geltung gewonnen; aber es ist, als ob dieses langsame und bedächtige Vorgehen und Reifen, das übrigens auch durchaus dem Charakter des Westfalen entspricht, der Dichtung ganz besonders zugute gekommen ist. Es ist daher an der Zeit, einmal nachdrücklich auf die westfälische Dichtung unserer Tage hinzuweisen, zumal sie in weiteren Kreisen immer noch nicht hinreichend bekannt und auch in dem jüngsten „Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur“ durchaus ungenügend behandelt ist.

Schon in meiner Broschüre „Der heutige Stand der niederdeutschen Dichtung“ habe ich die Westfalen Ferdinand Krüger, Augustin Wibbelt, Hermann Wette und Karl Wagenfeld besonders hervorzubeben mich bemüht. Krüger, dessen Bedeutung als Erzähler fest begründet ist und neben ihm das verheißungswolle, auf das gemeinsame W gestimmte Dreigestirn am Dichterkönig des Münsterlandes. Darunter Karl Wagenfeld, der jüngste und zugleich derjenige, der die meisten Entwicklungsmöglichkeiten bietet.

Es ist eine interessante und zugleich überaus dankbare Aufgabe, diesen jungen plattdeutschen Dichter in seinem bisherigen Entwicklungsgang zu verfolgen und sein vielseitiges Schaffen näher ins Auge zu fassen, eine Aufgabe zugleich, die mir insofern besonders wichtig erscheint, als Wagenfeld ohne Zweifel einen ersten Platz in der neuplattdeutschen Dichtung beanspruchen darf.

Der Dichter wurde am 5. April 1869 in Lüdinghausen als Sohn eines Eisenbahnbeamten geboren, kam aber sehr bald nach Drensteinfurt, das so seine eigentliche Heimat wurde. Der Vater, der Protestant war, überließ die Erziehung der katholischen Kinder der katholischen Mutter, die denn auch wohl den Grund legte für die Vorliebe des Jungen zum Plattdeutschen. Daß auch

bald die Freude an dem Münsterländer Volksleben, seiner Art, seinen Sitten und Gebräuchen hinzukam, dafür sorgte das kleine Landstädtchen mit seiner durchaus münsterländischen Eigenart. So verlebte der Junge eine schöne Jugend, deren Niederschlag in manchen späteren Dichtungen und Skizzen, wie „Aße Krippen“, „Sünne Klauf“, „Rinner“, „Rinnerhäusenfest“ u. a. wiederzufinden ist. Vom 5. bis zum 14. Jahre wurde die Schule besucht und daneben in der „Abendschule“ Lateinisch, Französisch und Musik getrieben. Nach Privatvorbereitung für das Seminar und Absolvierung desselben in Warendorf war der Dichter von 1889 bis 1891 Lehrer in dem bei Liesborn gelegenen Bauernort Göttingen, wo noch rein ländliche Verhältnisse herrschten. 1891 wurde er nach Bochholt bei Recklinghausen versetzt, einem gleichfalls ländlichen Bezirk, in dem der junge Lehrer daneben auch als Gegensatz die gerade damals dort aufblühende Industrie kennen lernte, wovon dann später auch allerhand Skizzen zeugen, in denen die hereinbrechende Industrie als Feindin der heimatischen Art und Sitte hingestellt wird. 1896 kam er dann nach der Stadt Recklinghausen und von dort 1899 nach Münster, wo er noch jetzt seinen Lehrerberuf ausübt. — Inzwischen hatte sich Wagenfeld durch Privatstudien jeglicher Art weitergebildet, hatte durch größere Reisen durch die Schweiz, Tirol, Oberitalien, auf denen er als rüstiger Fußgänger Gottes schöne Natur durchzog, seinen Gesichtskreis erweitert und seine ausnahmefähige Seele an dem Urquell der Natur gelabt und war schließlich auch daran gegangen, in seiner damals schon sich klar zeigenden Vorliebe für alles, was mit dem münsterländischen Volkstum zusammenhing, Sammlungen sprachlichen und volkstümlichen Gutes anzulegen. Von seiner zweiten Schweizer Reise brachte er sich auch die Frau mit, die ihm im besten Sinne des Wortes eine Lebensgefährtin geworden ist, und die auch, trotzdem sie gebürtige Rheinländerin ist, ein feines Verständnis dem Schaffen ihres Mannes entgegenbringt.

Schon frühzeitig kam Wagenfeld zur Schriftstellerei. Als Schüler drängte es ihn bereits zum Schreiben, und in Recklinghausen entstanden unter dem Einfluß der Bühne der „Zoologischen Abendgesellschaft“ die beiden Possen „Nas Schofelbrinck als Freimaurer“ und „Jans Wippwupp un Jost von Strünfede“, die zwar, dank ihrer tollen Situationskomik, bei den nach dem Manuskript erfolgten Aufführungen stets lauten Beifall fanden, literarisch aber nicht gewertet werden können. — Auch in Münster steht Wagenfeld im Anfang noch ganz im Bann des Komischen und bringt eine lustige Geschichte nach der andern zu Papier, ursprünglich mehr zum eigenen Vergnügen. — Als aber dem neuen Redakteur des damals in Münster erscheinenden Sonntagsblattes „Ludgerus“, das bis dahin Dr. Augustin Wibbelt geleitet und mit plattdeutschem Lesestoff versorgt hatte, Wagenfelds Schreibart gefiel, wurde er als ständiger Mitarbeiter dieses Blattes verpflichtet und wurde nun zum Schreiben gedrängt. So veröffentlichte der Dichter denn unter dem Zeichen R. W. eine Reihe von lustigen Erzählungen im „Ludgerus“, in der Art der „Drüke-Wöhne“-Geschichten Wibbels, mit denen sie manches gemeinsam haben, so die ständig wiederkehrende Figur, die bei Wagenfeld Nas Schofelbrinck, „der Ohm“ ist, eine Art Gegenstück zur Drüke-Wöhne, sowie überhaupt die satirisch-humoristische Darstellungsweise, die freilich bei Wagenfeld wesentlich gemäßigter ist als bei Wibbelt. 1905 kamen dann einige Ludgerus-Geschichten von Nas Schofelbrinck, zusammen mit fünf anekdotenhaften Erzählungen, in Buchform unter dem Titel „'n Ohm un annere Bertellsels in münsterlännsk Platt“ (Fredebeul & Roenen, Essen) heraus. Sie waren ganz lustig zu lesen und zeigen auch schon in vielem den geschickt gestaltenden Dichter und den feinen Naturschilderer; aber im ganzen waren sie noch ganz im Döhnen-Fahrwasser, aus dem Wagenfeld innerlich damals schon heraus war, und das er heute völlig verlassen hat. — Eine intensiv einsetzende Beschäftigung mit der modernen hochdeutschen Literatur lehrte ihn neue Bahnen und legte ihm immer wieder den Gedanken nahe: Warum sollte man auf schöngeistigem Gebiete nicht alles, was man hochdeutsch sagen kann, auch plattdeutsch sagen können? Spricht doch schon Klaus Groth von dem „Klang und Gesang, der in den platten Tönen steckt, die da schellen können wie keine und doch schmeicheln und weinen — nicht läppisch wie ein Kind, sondern wie ein Mann, der die Tränen

im Auge zerdrückt.“ So versuchte denn der Dichter, von diesem Gedanken befeelt, fortan sein Innen- und Außenleben ganz nach eigenstem Empfinden darzustellen. Wagenfeld hatte sein ureigenstes Schaffensgebiet gefunden, und alles, was nun in den folgenden Jahren entstand, ist aus innerem Drang geboren und spiegelt die Empfindungswelt des Dichters rein und klar wieder.

Schon sein nächstes Geschichtenbuch aus dem Jahre 1909 „ne Göppys vull“ (Alschendorff, Münster) trägt ein völlig eigenes Gesicht. Es enthält ein Duzend Erzählungen aus Natur und Menschenleben, alle in der knappen Form der „short story“ gehalten, die mit Vorliebe auch von Timm Kröger, Joh. Hint. Fehrs und neuerdings von Frisj Lau geübt wird. Wenn man früher glaubte, daß das Plattdeutsche seiner ganzen Artung nach in der Erzählung nur in breiten epischen Wellen dahinfließen könnte, wie bei Reuter, Groth und Brinckman, so zeigte Wagenfeld, daß auch das Gegenteil sehr wohl möglich ist, ja, daß die präzise Fassung die Wucht der Darstellung erhöhte und ihr zum Teil fast dramatische Akzente verleihen konnte. Darin unterscheidet sich Wagenfeld auch wesentlich von den drei erstgenannten Dichtern, obwohl sie, wie ich sagte, gleichfalls die kurze Erzählung bevorzugten. Ihre Wesensart und ihre Darstellungskunst ist eine durchaus unterschiedliche, und namentlich Fehrs und Lau bleiben doch, trotz ihrer verhältnismäßig kurzen Geschichten, ganz im behaglich plaudernden Erzählerton und -stil, während Wagenfeld entweder ein lyrisch befeeltes Naturbild — vielfach in geschickter Verbindung mit dem Menschenleben — mit knappen Pinselstrichen hinwirft oder aber, mit ebenso knapper Federführung, dramatische Szenen entrollt, die eben durch ihre Kürze um so lapidarer wirken. Um das zu verstehen, lese man nur das kleine Kabinettstück „Maidag“ und andererseits „Ne swatte Stunn“ und „De leste Fahrt“.

Schwer, düster und ernst ist der Grundton der meisten Erzählungen des Buches, und auch der folgende Geschichtenband, von dem noch die Rede sein wird, ist auf den gleichen dunklen Ton gestimmt, wie denn überhaupt der Dichter das Leben von der ernsten Seite darzustellen sich bemüht und mit Vorliebe schwere tragische Probleme gestaltet. „Wann de een dat Krüz dahllegg, steiht de annere all wier praot, we't s'ick upfact“, heißt es einmal in „ne Göppys vull“. So bleiben Kreuz und Elend, Sorge und Not die ewigen treibenden Kräfte im Menschenleben, die auch den Dichter immer wieder zu neuem Gestalten drängen. Daher auch seine Vorliebe für die Elenden, die Bedrückten und Unterdrückten, die aus der Menschheit durch irgend ein Vergehen lieblos Ausgestoßenen (z. B. in der meisterhaften Skizze „Und Friede auf Erden“), die körperlich und geistig Armen, kurz für das Volk in all seinen Alltagsnöten und Sorgen. Ein bereedter Anwalt wurde er so für das Volk, ein ernstster Ankläger zugleich auch gegen alle die, die mit schuld haben an seinen Nöten: gegen die Harten und Liebeleeren, gegen Muder und Pharisäer, gegen alle Kriecherei und Liebedienerei, gegen Abgunst und Neid. „Et giff gräßige Gesellen. Et is iär vör-giätten, dat se auf junk, wullmöglig to fröh un to iltig junk west sind. Wann se dann met'n grisen Kopp küssen all dat friske Liäben staobt, dann maht se en ährwürdig Gesicht, schüttköppt un bellt s'ick in, se wäören biätter wuoren, weil sin lectik Amken läßt mähr üm de Niäse geit.“ Ein andermal heißt es: „Kennst Du de Mensken lächt! De doht nix ümsüß! Je mehr de üm eenen herümsliemelt, desto weniger kann man iär truen.“ Solche Beispiele ließen sich beliebig vermehren und zeigen immer wieder, wie ernst es dem Dichter ist mit seiner Kunst, zugleich aber auch, ein wie feiner Kenner der menschlichen Psyche er ist. So blickt auch durch all die Anklagen doch wieder die Menschenliebe hindurch, die warme, innige, die bessern und ändern möchte, wo es nur geht. „Warum bloß,“ so klingt es immer wieder, „maken s'ick üsse Härquod sine Kostgänger de wenigen schönen Dage von dat fuorte Liäven düör Afgunst un Bosheit, düör Käbbeln un Schimpen gegenstetig kaputt?“ Und er weiß ein gutes Rezept: „Arbeit! Arbeit! dat is de beste Medzin giegen all't Zanken un Lammeteern“; dabei „mott dat Härnt junk, mott warm un frisk bliwen“; und wenn dann doch im Alter Langeweile und Verdrießlichkeit und Kopfhängerei kommen sollten, so weiß er auch hierfür einen köstlichen Rat: „Wann doch so männigeen, we met swive Knei un dahlhangen Kopp de Spruotten von sin Liäbensrad met'n verdrehtlick Gesicht unner s'ick trätt, doch sine Kinner antken,

in sine Rinner harintiken wull. Wann he stiw wuoren is un meint, he könn nich mähr üöwer Riegels un Tün in Blomen un Grön, in Sant un Sunn, op Maohn un Stärn un in'n leiven Guod sinen Hiemmel: he pack sin Kind an't Händken un gaoh met em; dat weet een Löcksten, wo he nao düörkrupen kann, trügg, trügg in goldene, sunnige Rinnerland. Wo de Suorgen nich metkönn, un de Verstand nich sinen kaollen Wind blöß, wo dat Hiärt Här is, un de Gedanken springt äs Lämmkes düör de bunte Wiesf."

So steckt die Dichtung Wagenfelds voll von prächtiger, gesunder Lebensweisheit und hat trotz ihres Ernstes und ihrer Schwere nichts Bedrückendes und Lastendes, sondern etwas Befreiendes. Dazu tragen auch die mannigfaltigen lyrischen Partien bei, die ganz köstlichen Naturbilder, in denen der Dichter eine seltene Meisterschaft bekundet. Welche Anschaulichkeit, welche treffenden und im sprachlichen Ausdruck prächtigen Vergleiche und unerhört schönen Stimmungsmalereien! Ja, der Dichter ist zu Haus draußen in der Natur, die er von jeher lieb gehabt hat. Er kennt sich aus „in stille, wieder Kämp, tüsten gröne Büst un snubbelige Wallhiegen“. Still vor sich hin, auch wenn's zu zweien geht, schreitet er dann wohl in Gedanken verfunken, die Seele geweitet vor Freude und bereit, alle Eindrücke gleich Strahlen in sich aufzunehmen und zu sammeln. So weiß der Dichter ebensowohl die Schönheiten des Frühlings zu schildern, wie allerhand Erbauliches über den „Winterdag“ zu sagen. Er weiß in einer amüsanten Skizze den April höchst ergötzlich und eigenartig vorzuführen, und wenn der Herbst ins Land zieht und seine grauen Nebelfahnen heraushängt, dann regen sich in ihm seine eigenen Gedanken. Ernst und nachdenklich fragt er beim Anblick des läublichen Erntekranzes: „An wi, wi, we de Stadt sluoken hät, wann krieg wi enen? Dann, wann wi't erte Stück Land un en egen Hus kriegt. Dann, wann se us föhert, we wi't ganze Liäben to Fot laupen mössen. Dann, wann socke den Hot vör us amient, we us süß nich äs anfeken. Dann, dann hangt se us auf wullmüeglich enen vör't — Endbrett von de Daubskist.“ — Aber „Ile hät't nao nich“, meint der Dichter schelmisch weiter und führt so geschickt hinüber zu den Freuden der Kinder im Herbst, um dann wieder nachdenkliche Töne anzuschlagen, die immer wieder mit jener Art der Naturbeseelung und Naturverlebendigung abwechseln, die von so köstlicher Eigenart und so wunderbarer Stimmung ist, daß ich auch hiervon eine kurze Probe geben möchte: „In'n Hiemmel was graut Schoopschiären. All de witten Schöpptes, we van Summer op de graute blaue Wiesf west wäören, mössen nu lähre Bull laoten. Man wäör de op de Welt wull nig van gewahr wuoren, wann de Wind nich laoskuemmen wäör. De Wind dreew int Harunnerstüörten lümmer mähr Wolken üöwer den Hiemmel, un dao können de Engeltes, we süß ganze Dage ächter de Stärnlöcker sitten könn un niepen kiest, wat de Lü dao op de Welt maht, nix mähr seihen. Se hädde Langerwiel. So klein Tüg un Langerwiel — dann stellt se wat op. Un richtig. Petrus un all de annern, we dao met de Schöpptes an't Schiären wäören, hädde en Feinuhrspässken maht — dao kaimen de Kleinen iähr an de Wull. Met lähre dicken, quellen Händkes plückten se lutter Plöckstes devon un laiten se düör de Stärnlöcker herunner fallen. Ungetellte witte Edddes danzten un kränfeln nao unnen. Enee!“ — Und weiter sagt er: „Snee, Snee, nix äs Snee, sowiet äs man män kiesen kann. Un so rein, so witt, so witt äs — jä, so witt äs blos frist fallen Enee sien kann. Un drüöwer löcht't de blanke Sonnenschien un legg an de Ränn von de Baufüde, legg langs de versnieten Fuoren en golden Rändken. Un dat blentert un funkelt nao iäben so dull äs dat Goldrändken an Besmuder iähre graute Kaffeetaß, wao „Aus Freundschaft“ vör steit. — Dat Goldrändken bitt in de Augen. Auf de aolle Frau laupt fak de Tränen üöwer de Backen, wann se de Taß met dat Goldrändken in de Hand nimp.“ —

Ganz von der gleichen Art ist des Dichters schon erwähnter zweiter Band plattdeutscher Erzählungen mit dem nicht gerade glücklich vom Verleger gewählten Titel „Un buten singt de Nachtigall un annere Veller un Geschichten un monsterlännst Platt“. (Fredebeul & Roenen, Essen.) Das Buch sollte ursprünglich „Sitat“ heißen, was für den Gesamthalt, dem übrigens auch das süßlich-sentimentale Umschlagbild ganz und gar nicht entspricht, viel treffender gewesen wäre. Inhaltlich ist es wieder ein ganzer, echter Wagenfeld, kraftvoll

und knapp hingeworfen jede Skizze, voll wunderbarer Melodie und Feinheit in der Sprache, die den geborenen Wortkünstler verrät, der ohne lange zu feilen, im stürmischen Drang des Augenblicks, seine Bilder und Gesichte konzipiert und niederschreibt. Ernst und nachdenklich wieder zum großen Teil, nach dem immer gültigen Grundsatz des Dichters: „Wat ussen Grund bringt, is nich bloß för't Plaefer, un usse Platt nich bloß to't Vachen.“ — Ergreifende Kunstwerke solcher Art sind „Blinne Marie“, die tragische Geschichte von der armen, durch ein grausames eheliches Geschick blind und verwirrten Geistes Gewordenen, „Molle Kärls un junge Wiven“, wo ein junges Blut an einen alten Mann gekettet ist, „Dat daude Hus“ wo Bosheit und Klatschsucht ihr Wesen treiben, die prachtvolle Erzählung „Naut“ und die Eingangsskizze „An buten singt de Nachtigall“, in der der Dichter seine ganze große Kunst, die Natur mit des Menschen Leben und Sterben in Zusammenhang zu bringen, erweist. Draußen flüet und singt und jubiliert die Nachtigall, drinnen naht der Tod dem alten Manne, still und trostreich wie ein Freund. Eine leise, erinnerungsvolle Zwiesprache noch mit der Frau: „Möder — de Nachtigall — weech nao — vör vättig Jaohr?“ Dann sackt der weiße Kopf der Frau auf die Brust, indes der Alte sanft hinüberschlummert — — „un buten singt de Nachtigall“ . . .

Auch die dahinschwindende alte Zeit im Gegensatz zu der neuen, die alles gute Alte erbarmungslos mit ihrem harten Tritt zermalmt, hat's dem Heimatdichter angetan, und er weist ihr wehmütvolle Erinnerungsbilder. „De Her“, die Stadt, sie krißt den Menschen das Mark aus den Knochen, sie hält nicht, was sie verspricht, und bringt das altehrwürdige Dorf um seine Kraft und Eigenart. Die alte Zeit, sie spielt ein verzweifelltes Spiel („En Spiell“) mit der neuen, die mit Chauffeen, Koblewegen, Bergwerken und Schienensträngen in die stille Schönheit der alten Zeit fährt und ihr mit Maschinengeruch und Rauch den Lebensatem nimmt. „Se is möd to't Stiärben, de aolle Tiet. Wo wiet af von de graden Straaten tüsten Wall un Hieg de sühverne Plog sine Fuoren tüht, wo an tüerige Viecken von knubbelige Kuonnen harunner de Nachtigall iähr klaore Leed diör den smöden Lobend singt, wo unner Quakeln un Biärken de Heid iähren rauden Blomendraum draimt, dao sackt se dahl. Dao rest't se sich. Wu lang? — Ganz verenkelt springt auf hier all en Klank harin von de niece Tiet iähren harren Bedriw. Un mähr äs een tied se met schewe Augen an, de aolle Frau, un günnit iähr de Stiär nich mähr in Hus un Hoff. Wu lang nao? un se mott möd un krank wieder trocken. Wohen? Int Münsterland wädr dann kin Plas mähr för iähr, un se möh dann stiärben, seggt gelährte Lü. Gelährte Lü, we sich fröher um iähr nich kümmert häbbit, beschriw nu all iähr Väben un Dohen un luowt se. Un wann de Mensten enen luowt, dann is he daut, orre he is riep för'n Daud. — Guede aolle Tiet. Gued häff di siälig!“

Weiter finden wir auch in diesem Buch wieder köstliche Naturbilder („Hiärwöst“ und „April“), höchst anmutige und humorvolle Skizzen aus dem Tierleben („Alse Kostgänger“) und endlich liebevoll geschaute Bilder aus dem Leben der Kinder („Alse Krippfen“ und „Se“), die uns zeigen, daß der plastische Gestalter Wagenfeld doch auch zugleich ein fein lyrisch empfindender Künstler ist.

Wenn auch die Lyrik nicht sein ureigenstes Feld ist und noch keine zusammenhängende Sammlung vorliegt, so begleitet sie doch — wie könnte es bei einem echten Dichter anders sein — sein ganzes Schaffen und entfaltet sich gelegentlich in köstlicher Fülle. Wie Felix Stillfried seine lyrischen Blüten „Bivewglang“ pflückte, wie Helmuth Schröder sie wand „As't de Garw gimwt“, wie Fehrs sie „Zwischen Hecken und Halmen“ fand, so sind es auch bei Wagenfeld „Blumen, die man pflückt, wenn einem die Stunde sie gibt“. Zwei für die Eigenart des Dichters recht charakteristische Proben mögen statt vieler Worte sein lyrisches Schaffen kennzeichnen:

Nijaohr.

Dat aolle Jaohr is endlicks daut
Et har en swaor Stiärben —
't broch wenny Glück, viell Zorg un Naut,
Viell Glend un Verdiärben.

Män God vergiew em sine Niid,
Et namm jä nich dat höchste Glück:
Dat Lieben und de Leiw.

Nu sacht dat niee Jaohr kümp,
En Kind met raude Backen,
Kümp sacht op weede Rinnerstrümp,
Drägg in de Schüört en Paden.
Män wat et drägg in sine Slipp,
Da süßt nich von den kleinsten Tipp,
Dat draff et nich verraoen.

Haoll to de Schüört, leiw' Kind, haoll to!
Jc will et gar nich seihen,
Aof, wat du brengst, is trist aof froh,
Aof't Truer orre Freien.
Män wann du Kind äs grätter wäß,
Un di de Schüörte nich mähr päß,
Dann laot dat Leige fallen.

Laot't fallen in den deipsten Dieck,
Smiet't vör de willen Rawen,
Un dann mak alle Mensken ried
Met dufend guede Gaven.
Streib Sängen ut op Mann un Wief,
Mak glücklich all an Seel un Liew.
Met Guod kumm in, Nijaohr.

Jrrlecht.

November was't. De Niewel legg
Sick dick op Strut, op Buss un Heid,
Man saog nich Scheinn, nich Patt aof Weg,
Dao moß't düört Moor, wuß kin Bescheid.

Ganz Foot vör Föotken, sinnig an,
Gong ick dat Herenpättken nao.
Denn — tratt ick feih! — en dauden Mann! —
Doch green kin Menst! Nümms häör ick to. —

En Jrrlecht wenkt un wippt so wit,
As weekt den Weg düör Moor un Heid. —
Versunken Glück, versunken Tit
Dao wier vör mine Augen steiht.

En Jrrlecht was't! — Un ick har dacht,
Et wäör de Dähn, min Stähn, min Sunn!
En Jrrlecht was't, wat ick häß jaggt,
Un wat ick soch, ick nümmer funn.

Se is versunken, is daohen, —
Doch ick, ick har den Weg verpaid!
Wat mi en Leitstähn sieen könn,
Et is verlößt! — En Jrrlecht was't!

In mi is't Hiärst, un Niewel legg
Sick laot op dat, wat gröhnde, bleihd.
In Düstern söl't alleen den Weg.
Min Hiärt is still, aohn Wunst un Freid.

So ringt sich auch in der Lyrik, trotz vieler fröhlicher und kräftiger, ja, ausgelassener Töne, in den meisten Gedichten doch immer wieder ein ernster Grundakkord durch, der nun auch Wagenfelds Schaffen auf den übrigen Gebieten der Dichtung, der Epik und Dramatik, klar kennzeichnet. — Daher ist denn auch

seine jüngst erschienene epische Dichtung „Daud un Düwel“ (August Greve, Münster) schwer und voll gewaltigen und erhabenen Ernstes. Wagenfeld hat uns mit diesem Epos ein Werk geschenkt, das ihn mit einem Schlage in die erste Reihe der neuplattddeutschen Dichter stellt, ein Werk, dem ein Sonderplatz gebührt in der niederdeutschen Literatur. Wie oft ist schon das gewaltige Lied des Todes von den Dichtern hoch- und niederdeutscher Zunge gesungen worden, wie oft und mannigfaltig ist der Tod auch von der bildenden Kunst dargestellt worden. Nun kommt Wagenfeld mit einer ganz neuen und eigenartigen Auffassung, mit einer Variation des alten Themas von Tod und Teufel und den Todsünden, wie sie bisher noch nicht dagewesen ist. Der Dichter stellt den Tod als ein Geschöpf des Teufels hin: „Guod, de Här, mok Erd un Hiemmel. Hoffart mok de Höll, den Düwel. An de Düwel mok den Daud.“ Dann gibt er ihm eine riesige Sense in die Hand und spricht darüber den Höllensegen:

„Eni, Seise, sni,
 Allt Volk hört mi!
 Ick siäng di, Seiß, met alle Flöt,
 We schällt ut alle Höllenböt.“

Nun tu deine Arbeit, Tod! Und der Tod zieht ab, und die Arbeit wächst ihm unter den Händen, so daß seine Sense stumpf zu werden droht. Da aber weiß der Tod Rat und lacht:

„. . . Häff män fin Pin,
 Tobest döht 't dat Liäben met Geld, Wiv un Win,
 Dat Liäben dat dreihet den Sliptsteen di rund
 An slipp di scharp dine Seiß.“

Mit diesem höchst originellen Gedanken: die sündige Menschheit, angefettet an den Schleiffstein, ihn ohne Rast und Ruh drehend und so die Todessense zu immer neuem Schnitt schleifend, setzt die eigentliche Dichtung ein. Tod und Teufel gehen auf die Reise und sehen als Zuschauer dem grandiosen Reigen der sieben Todsünden zu. Die Hoffart beginnt. Ein fahrender Geselle singt in blühenden Landen zum „Quintenklank“ das Lied von der hoffärtigen jungen Schönen, die ihr Haupt zum Königssohn und zum Thron erhebt, bis sie nach kurzer Lust ihr Leben endet und mit ihr das Königsgeschlecht vergeht. An den Ton der alten niederdeutschen Volkslieder anknüpfend, hat Wagenfeld hier einen ganz prächtigen stimmungs-, sang- und klangvollen Anfang gefunden, dem aber bald das harte Lied des Geizes folgt, das in wundervoll klangmalerischen Versen: „Klink, klank, een, twee, drei! Pink, pank, Geld äs Hei.“ das Geld klappern und klingen läßt. Und der Geizhals sieht und hört nichts um sich her und verschmachtet vor lauter Gier nach irdischen Gütern am Leben. — Die „Unfeuschheit“ folgt, „de Sümm, we bi us finen Namen hät.“ Hinunter geht es in die Höhle des Vasters, dorthin, wo die Sinnenlust dem Menschen Kraft und Freude raubt und ihn schließlich ins Narrenhaus, ins Zuchthaus oder ins Krankenhaus bringt. Ein heißes Thema, das der Dichter in erschütternd ernste Klänge zu bannen weiß. — Weiter geht's, hinaus auf ein Schlachtfeld, wo zwei Könige sich voll „Alquinst“ bekriegen, und ein Schlachtengemälde entrollt sich voll grandioser Wucht und eindringlicher Gewalt der Sprache. — Von der Todesernste draußen auf dem Schlachtfelde hinab in den Keller, wo aus Trinkerfehlen ein Lied auf Bacchus und Gambrinus erklingt, bis einer nach dem andern unter den Tisch sinkt, eine sichere Beute des Todes. — Noch einmal erhebt sich jetzt die Darstellung zu gewaltiger Höhe. Ein Bild, wie es nur ein Dichter sehen kann, entrollt sich: Tod und Teufel im Bergwerk, wo der Zorn, „De Vernin“, zwei Bergleute aufeinander treibt. Sie schwingen die Lampen, schlagen zu, ein Bliß, ein Knall — „un't Füer lecht düör de Nacht, düör den Echaacht.“ Auch hier findet die Sense reiche Arbeit. — Endlich als letzte Todsünde die Faulheit, ganz dargestellt in heiteren Farben, voll drastischen Humors. Der erzfaule Janbärd, der es sein lebelang mit dem Spruch hält, daß von der Arbeit schon Pferde ungenommen sind, — „och, Guod, jao“ — er ist schließlich selbst zu faul, um sich vorm Tod zu schützen, und stirbt vor Kälte

am Wege, anstatt in den nahen Heuschaber zu kriechen. — So entläßt denn der Teufel den Tod und gibt ihm noch den grotesksten Rat anheim, bei ihm „op Livtucht“ zu ziehen, wenn einst der jüngste Tag seinem Wirken ein Ende setze. Aber dieser Gedanke wäre nicht geeignet, ein so machtvolles Werk harmonisch zu beschließen, und so fügt der Dichter denn noch ein „Naospiel“ an, das in ergreifenden Tönen noch einmal all die verschiedenen Klänge bannt und ihnen allgemeine Bedeutung und Beziehungen beilegt. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen.“ Wie singt und klingt dieser Gedanke im Plattdeutschen voll wunderbarer Melodie:

„De Heid vull Sunn un Buegelsant,
Grön sprengelt Braom und Biärken,
Sacht drilöwer hen läöpp Klockenkant
Wit hiär von alle Riärken.
Op den Patt
Jeden Tratt
Dupp häör't wierklingen.
Et lüüt, äs wann well met mi göng
Düör Fröhjaohrsjunn un Singen.

He bliff bi mi, dicht Mann an Mann —
Raolt läöpp mi't üövern Nacken —
Nos't langsam gaoh, aof ilig an,
He bliff mi op de Hacken
Op den Patt
Jeden Tratt.
Dao rüstt dat Holt en Namen! —
Mi folgt de Daub duör Sunn un Sant —
Suod si mi gnädig! Amen.“

Und dann folgt die demütige Bitte des Dichters an den Tod:

„Um een Deel, Daub, bloß bitt ic di:
Wann slippst de Seife äs för mi,
Wocht, bis ic mine Arbeit daohn,
De Saot an'n Grunn, int Fact dat Raohn —
Dann hau fast to.
Folgt hüngrig di dann Suorg un Naut, —
Se luemt ümsüß, in't Schapp is Braut,
Un an de Saot, we ic häff saiht,
Wann se äs blaiht, sic ann're freit.
Dat is mi nog.“

So klingt denn in bescheidenen Tönen dieses Lied von der Menschen Sünde und Tod aus; der Reigen der Todsünden ist verhallt, und es bleibt das Bewußtsein, daß diese Dichtung, die aus dem Schmerz um die schwere Erkrankung der Frau des Dichters und aus dem innigen Dank für ihre Errettung geboren und im Drange der Stunde in wenigen Tagen entworfen wurde, ein Werk ist, machtvoll in der Konzeption, voll Größe und künstlerischem Feingefühl und Satt in der Ausführung und voll von einem ganz unerhörten Reichtum der Sprache. Auch äußerlich ist dem Buche eine prächtige Ergänzung geworden durch sorgfame Ausstattung und vor allem durch die der jeweiligen Stimmung vortrefflich gerecht werdenden Vollbilder des jungen westfälischen Malerbildbauers August Heumann, so daß die plattdeutsche Literatur durch Wagenfelds „Daub un Düvel“ um eine ganz seltene Gabe bereichert worden ist.

Wie ich schon andeutete, hat sich Wagenfeld nun in allerjüngster Zeit auch auf dem Gebiete der Dramatik versucht. Es war dies nach seinem bisherigen Schaffen wohl zu erwarten, und es erscheint mir, nach seinen kurzen, prägnanten und dramatisch packenden Skizzen zu urteilen, eine dramatische Betätigung des

Dichters durchaus als folgerichtig. Auch der Dichter selbst scheint zu empfinden, daß ihm die breit ausladende Epik des Romans nicht sonderlich liegt, und er hält deshalb ein vor Jahren entstandenes Romanmanuskript „Verrückt“ immer noch wohlverwahrt im Schreibtisch.

Das Drama ist stets ein Stiefkind der plattdeutschen Dichtung gewesen. Das liegt zum Teil an der Veranlagung des Niederdeutschen, der im allgemeinen mehr zum Erzählen wie zum dramatischen Gestalten geeignet ist, zum Teil wohl auch an der Schwierigkeit, die sich den Schriftstellern in bezug auf die Ausführung ihrer Stücke bietet, denn die Bemühungen, eine stehende niederdeutsche Bühne zu gründen, sind aus begreiflichen Gründen leider immer noch ohne den gewünschten Erfolg gewesen. Weiter liegt es aber auch daran, daß wir auch auf dramatischem Gebiet und hier ganz besonders an jener „Lachkrankheit“ leiden, von der Johann Hinrich Fehrs einmal sagt: „Düsse Süit stickt an un is hin un her to sijn bi hoch un sit, un je gröter de Stadt, un so slimmer de Krankheit. De doran liden deit, kann keen Truerspill mehr ansehen un vedragen, dat sleit em op de Nerven, en Mann as Hebbel maht em starbenskrank. Wenn he sin arm Seel mal recht föden un opmuntern will, denn geiht he na't Varieté un Spezialitäten-Theater, Ueberbrettel, na'n Fingeltangel, wo em Wizen un Faren baden ward, spaßig, fastig, häßlich un gräßlich, un an Deentsens un Zoten laut un edderkaut he ut de Tasch. Ick weet woll, sowit sünd wi goden Plattdütschen noch nich rünner kam, awer en Törn (Zug, Anflug) von de Krankheit hebbt de of all, de man ünmer Späß hörn un lesen wüllt.“ So haben denn die plattdeutschen Schwänke und Poffen und Stücke für Dilettantenbühnen von jeher ein gutes Absatzfeld gehabt, von Reuters drei Lustspielen an bis zu Johann Meyers kleinen Liebhaberschwänken und Singspielen, Julius Stindes Hamburger Stücken, Vandois', Marcus' u. a. operettenartigen, anspruchslosen Poffen, F. W. Grimmes Lustspielen und den vielen, allzu vielen Stücken, die hier überhaupt nicht erwähnt zu werden brauchen, weil sie nur dem Plattkomischen Rechnung tragen und mit plattdeutscher Dramatik nicht das Geringste zu schaffen haben. Ernste Stücke oder gar tragische dagegen haben einen schweren Stand, wenn es auch wohl seit Stavenhagen damit besser geworden ist und die allgemeinere werdende Wertschätzung des Plattdeutschen als einer ernsten Angelegenheit jedes Niederdeutschen und Deutschen überhaupt viel zur Vertiefung des Verständnisses beigetragen hat.

Trotz sehr dankenswerter und zum Teil vorzüglicher Ansätze zu ernster dramatischer Gestaltung, namentlich auf dem Gebiet des niederdeutschen Volksstücks (ich nenne nur die Namen Carl Veber, Peter Werth, Paul Joder, Gorch Fock u. a.) ist doch bisher Fritz Stavenhagen Anfang und Ende geblieben, und sehnsüchtig wartet man auf den ebenbürtigen Nachfolger. Sollte er in Karl Wagenfeld erstehen? Wer vermöchte das nach seiner ersten Talentprobe, dem mir vorläufig nur im Korrekturabzug vorliegenden einaktigen Drama „Dat Gewitter“ (August Greve, Münster), zu sagen? Soviel ist jedoch sicher, daß Wagenfeld hier ein ganz ausgesprochenes dramatisches Talent bekundet, daß er es verstanden hat, in wenigen Szenen einen tragischen Ausschritt aus dem Menschenleben mit zwingender Gewalt, mit sicherem Blick für das Wesentliche und in folgerichtiger Aufbaue darzustellen. Gleich dem Gewitter, das draußen die Natur in Aufruhr bringt und das wie ein mächtiges Echo die Geschehnisse begleitet, stürmt die Handlung dahin, türmt sich Wolke auf Wolke, murrst und rollt grollender Donner näher und näher heran, bis schließlich der Blitz in Haus und Herzen einschlägt und die aufs höchste gestiegene dramatische Spannung löst, niederschmetternd und befreiend zugleich. Der Vorruf selbst ist ein sehr einfacher. Jänn Pohlmann, die früher an einen weit älteren und nicht geliebten Mann gefesselt war (vgl. Wagenfelds „Nolle Kärts un junge Wiven“ aus „An buten singt de Nachtiqall“) und nun lange verwitwet ist, hat eine Tochter Lisbeth, deren Vater der Bauer Ferro Holtkamp ist, dem Jänn sich einstmal in Liebe hingeeben hat. Auch Ferro Holtkamp ist inzwischen verheiratet und sein rechtmäßiger Sohn Hennrich dient auf Pohlmanns Hof. Das Gewitter zieht sich nun mit der ahnungslosen Liebe der beiden Geschwister drohend zu-

* Siehe „Mitteilungen aus dem Quickborn“, 1. Jahrg., S. 92 ff.

sammen, bis dann mit der Aufklärung über ihr gegenseitiges Verhältnis zugleich die Katastrophe erfolgt. Heinrich erschießt sich und Lisbeth. — Ich glaube, daß das Drama bei einer freilich manche darstellerische Schwierigkeiten bietenden Aufführung eine große und nachhaltige Wirkung haben wird. Die Menschen sind aus Fleisch und Blut, echt bis ins Innerste: derb zugreifend und redend wie die Münsterländer Bäuerin Jänn, stur und steifnackig wie Heinrich, bedächtig abwägend und handelnd wie Terro und der alte Ohm, voll schelmischem Liebreiz und niedersächsischer Treue wie Lisbeth. Und gerade die stürmisch voran eilende Handlung und die Sprache, die meisterhaft gehandhabt und in feiner Erkenntnis des Bauernvolkes mit allerhand vollstämmlichen Wendungen und Redensarten durchsetzt, sonst aber larg und knapp ist, zeigen, daß Wagenfeld wohl das Zeug zum Dramatiker hat, so daß man wünschen möchte, er würde auf diesem Wege fortschreiten. Wie mir scheint, wird er seines Erfolges sicher sein und uns vielleicht einmal das plattdeutsche Drama schenken, das uns fehlt.

Bei einer Beurteilung Karl Wagenfelds als westfälischer Heimatdichter darf aber schließlich auch nicht seine Bedeutung auf kulturwissenschaftlichem, sprachlichem und vollstämmlichem Gebiete veraessen werden. Auch hier ist Wagenfeld nach eingehenden eigenen Studien bahnbrechend vorangegangen im Münsterlande. Immer und immer wieder hat er besonders im „Münsterischen Anzeiger“, dessen Spalten ihm Dr. Castelle, ein Mitarbeiter auf gleichem Gebiete, stets öffnete, seine mahnende, beratende und wegweisende Stimme erhoben: Küert Platt! Sammelt Plattdeutsch! Ehrt und erhaltet eure Muttersprache und eure münsterländische Eigenart! Und er hat einen nicht geringen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Es regte sich im Münsterlande. Der „Erzähler“ des „Münsterischen Anzeigers“ wurde anfangs trotz und wird jetzt dank seines mannigfaltigen plattdeutschen Lesestoffes mit besonderem Interesse gelesen. Die Aufrufe haben Wagenfeld aus allen Kreisen eine Menge alten Sprachgutes an plattdeutschen Sprichwörtern, Redensarten u. dgl. eingetragen, die der Dichter nun zusammen mit seinen eigenen umfangreichen Sammlungen zu einer Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen verarbeitet über „Gott und Teufel im Volksmund“, „Die Religion im Volksmund“, „Pflanzen und Pflanzennamen im Plattdeutschen“, eine auch nach der rein wissenschaftlichen Seite hin wertvolle Arbeit u. v. a. Eine zusammenfassende Darstellung hat Wagenfeld außerdem in seinem vollwertigen und höchst reizvollen Buche „Volksmund“, Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten des Münsterlandes in ihrer Anwendung (Fredebeul & Koenen, Essen) gegeben, ein Buch, in dem eine ungeheure Menge Material mit großem Fleiß und bedeutender Sachkenntnis zusammengetragen ist, das nun aber nicht, ebensowenig wie in den einzelnen Aufsätzen, trocken aufgezählt, sondern vielmehr in dem Volke mundgerechter, populär-wissenschaftlicher Weise verarbeitet ist, so daß es sich in der Tat trotz seines wissenschaftlichen Reichtums wie eine Erzählung liest und wirklich ins Volk zu dringen imstande ist. Von Wagenfelds literarischen und sprachlichen Arbeiten nenne ich die interessante Studie „De Biff“, in der, wieder in Form einer Art Erzählung, die fremdsprachlichen Eindringlinge im münsterländischen Platt behandelt werden und weiter den im „Quickborn“ abgedruckten Vortrag „Ein plattdeutscher Literaturstreit vor 30 Jahren“, in dem in ausführlicher Weise die literarische Urbeberschaft des „Franz Essint“ erörtert und die Persönlichkeit Landois, sowie diejenige Dr. Franz Gieses in das rechte Licht gerückt wird. Endlich muß in diesem Zusammenhang auch noch Wagenfelds Tätigkeit als Vorsitzender des gerade auf vollstämmlichem Gebiete vorzüglich arbeitenden „Plattdeutschen Vereins“ in Münster erwähnt werden, der sich in der kurzen dreijährigen Zeit seines Bestehens eine achtunggebietende Stellung unter den gleichen Zielen zustrebenden Vereinen erworben hat.

Wagenfeld steht auf der Höhe seines Lebens und Schaffens. Was er bisher geleistet hat, habe ich im Vorstehenden zu skizzieren versucht. Daß er auch weiter auf seinem Wege fortschreiten und in erster Linie plattdeutscher Dichter und Vorkämpfer für die Muttersprache und Eigenart seiner Heimat bleiben wird, scheint mir seiner ganzen Art und Persönlichkeit nach sicher zu sein, denn er ist Westfale durch und durch und selber einer von jenen Münsterländern, die er einmal folgendermaßen charakterisiert:

Likut un ährlick, mangst auf groff,
 Män aohne fallte Nuppen,
 Haollt trü to Wis un Rind un Hoff,
 Sind düstte Eelenknuppen.

Der Weg des plattdeutschen Schriftstellers und Forschers ist trotz der neu-erwachten Gunst der Zeiten ein dornenvoller. Es gehört ein gut Teil Idealismus, viel ausdauernde Kraft und Elbogenstärke dazu, viel Uneigennützigkeit und ein gerades, unbeirrtes Verfolgen des Ziels. — Daß wir aber in Karl Wagenfeld einen Mann mit solchen Eigenschaften besitzen, dessen wollen wir uns freuen, und dem verheißungsvollen und sympathischen Dichter wünschen, daß er auch in künftiger Zeit, unbeirrt um die große Menge, der wohl eine leichtere und feichtere Kost als die Wagenfelds mundgerechter wäre, nicht abweicht von seinem zu hoffnungsfrohen Zielen führenden Wege und seinem kraftvollen „Wahlspruet“ auch weiterhin folgt:

Op Guod vertrut!
 Regg Hänn un Snut!
 Gah stracks likut!
 Is't auf den Tropp
 Fak nich nao'n Kopp,
 Dao fleit wat op!

Zur Rechtschreibung.

In meinem in Nr. 1 des 6. Jahrganges dieser „Mitteilungen“ enthaltenen Aufsatz „Zur Rechtschreibung“ heißt es im letzten Absätze: „Was not tut, das ist ein niederdeutscher „Duden“, der sich an das alte Niederdeutsch und das Neuniederländisch anlehnt“. Diese Äußerung kann mißverstanden werden, und ich erkläre hier deshalb ausdrücklich, daß ich nicht der Anbahnung einer allgemeinen niederdeutschen Schriftsprache das Wort rede, sondern daß ich die Einführung einer einfachen und konsequenten Rechtschreibung empfehle, deren Grundsätze auf alle niederdeutschen Mundarten, und zwar unter Berücksichtigung des besonderen Lautstandes einer jeden, anwendbar sind, — und ferner, daß ich es für notwendig erachte, zur Erleichterung der Einführung ein Wörterbuch zu schaffen. Das Wörterbuch braucht m. E. nur den Umfang des „kleinen Duden“ zu haben und nur die Sprache eines mittleren Gebietes Niederdeutschlands zu umfassen — etwa die Sprache des nördlichen zwischen Elbe und Weser liegenden Geländes — und an einer Reihe von Beispielen zu zeigen, wie nach den nämlichen Grundsätzen solche Wörter zu schreiben sind, denen in andern niederdeutschen Gebieten ein abweichender Lautstand eigen ist. Bei Befolgung der neuen Rechtschreibung würde jeder imstande sein, in seiner Mundart so zu schreiben, daß jeder andre das Geschriebene wenigstens im wesentlichen lautrichtig zu lesen vermöchte, auch wenn des Lesers Mundart durchaus von der des Schreibers abweiche.

Ich benutze die Gelegenheit zu einer Druckfehlerberichtigung. In meinem zu Anfang erwähnten Aufsatz muß es auf Seite 24 in der 16. Zeile von oben heißen „in einen“ statt „in einem“ und „Wörtern“ statt „Worten“.

Daß sich hinter den Zeichen G. R. Klaus Groth verbirgt, wie Herr Wriede in der Fußnote auf Seite 20 mitteilt, konnte ich schon bei Lesung der Korrektur meines Aufsatzes bestätigen (vgl. W. Seelmanns Nachtrag zu seiner Arbeit „Die plattdeutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1902), habe es aber nicht für nötig gehalten, deshalb an meinen Darlegungen etwas zu ändern.

Schwarzeneß, 11. Dezember 1912.

Stuhlmann.



Fuhen, fuën usw. (Fastnachtsbrauch, vgl. „M. a. d. N.“, 5. Jahrg., S. 90 ff. u. 128 ff., 6. Jahrg. S. 27). Einem uns freundlich überlassenen Briefwechsel zwischen den Herren E. Rud. Schnitzer in Hamburg und Dr. Kulenkamp in Lübeck entnehmen wir folgende Mitteilungen des Letzgenannten:

Der Vorsitzende des Deutschen Sprachvereins in Hildesheim, Gymnasialdirektor Professor Zimmermann, äußert sich zur Bedeutung des Wortes „Fuën“ wie folgt: „Die Sitte des Fuehens (Hildesheimisch fuën mit Vorklingen des i) kennt Herr Professor Coërs aus seiner Jugend und meint, daß sie in den Dörfern dieser Gegend wohl noch im Gange sei. Am Montag vor Fastnacht pflegen die jungen Burschen den Mädchen und Tags darauf die Mädchen den Burschen mit einem Wacholder- oder Ilexbusch nach den Füßen zu schlagen mit dem Rufe: „Wutt du beld gewe?“, womit irgendeine Art der Auslösung gemeint ist. Vermummungen sind dabei nicht üblich, mögen aber früher vorgekommen sein. (Vermummt waren bei Fastnacht die „Schauteufel“, die allerlei Unfug verübten; vgl. unser Schauteufelskreuz.) Mein Gewährsmann glaubt in dem Vorgange den Rest einer heidnischen Zaubersitte zu sehen, wonach diese Schläge die Fruchtbarkeit anregen sollte, und weist auf die ähnliche Sitte beim römischen Lupercalienfest hin, die in Shakespeares Julius Cäsar erwähnt wird. Im Zusammenhang damit mag auch eine Sitte stehen, an die ich mich aus der Provinz Preußen erinnere: Am Oster Sonntag suchen Knechte und Mägde sich den Rang im Frühaufstehen abzulaufen, schleichen sich an das Bett des anderen, küßten das Deckbett und schlagen mit Birkenruten hinein mit dem wiederholten Ruf: „Schmackostern“, d. h. „Erhalte hier einen Geschmack von Ostern“. Etymologisch führt Herr Professor Coërs fuën auf futen (lat. futuere, altdeutsch vud cupnus zurück, wobei in niederdeutscher Weise der t-Laut ausgefallen sei.“ — Bei Übermittlung dieses Schreibens teilt Herr Oberbürgermeister a. D. Dr. Struckmann in Hildesheim, an den ich mich gewandt hatte, mir mit, mündlich habe Herr Direktor Zimmermann noch erwähnt, daß er nachträglich noch von einem Herrn aus Bodenem (Ort in der Nähe von Hildesheim) gehört habe, daß dort eine ähnliche Sitte geherrscht habe, und, soviel er wisse, noch jetzt bestehe. Nur würde kein Ilex, sondern die von Weihnachten her aufbewahrten Tannenzweige genommen. Ilex wird dort wenig vorkommen. — In Frankfurt a. M. nennt man noch heute einen zugewanderten Bürger, der eine Einheimische geheiratet hat, „eingefutet“. — Im Bergischen braucht man noch heute für „verprügeln“ den Ausdruck „einem die fut verhauen“. — In der Stadt Hannover wird der „Ilex“ im Volksmunde „Fuhstrauch“ genannt. — Endlich sei noch auf den Artikel vut oder vud im Altdeutschen Handwörterbuch von Wackernagel hingewiesen.

Dr. Kulenkamp, Lübeck.

Im Schütting-Kalender für 1913 finde ich eben einen Aufsatz von Ernst Bock-Letter „Fastelabend im Calenbergischen“. Auch darin ist vom Fuhen die Rede: „Die jungen Leute zogen ihr Sonntagszeug an, und bald ging es unter den Klängen der Musik mit bunt angepusteten Fuhbüschen jauchzend von Hof zu Hof. Während die Musikanten ein lustiges Stück spielten, eilten die Jungferns ins Haus, und wehe dem jungen Mädchen, das sich nicht schon schleunigst in Sicherheit gebracht hatte! Es wurde tüchtig gefuht; denn je besser das Fuhen bejorgt wurde, um so schöner sollte im kommenden Sommer der Flachs geraten, so glaubte man schon von altersher. Da gab es natürlich viel Rennen und Schreien im Hause. Bauer und Bäuerin lachten, und manch beherztes Mädchen verabreichte mutwilligen Burschen eine schallende Ohrfeige! Das gefuhte Mädchen mußte dem siegreichen Burschen ein buntes Band, einen „Dusen“, für seinen Fuhbusch stiften, und die Burschen suchten natürlich ihren Stolz darin, möglichst viele „Dusen erobert zu haben“.

P. W.



Nachträgliches zu unserm Groth-Heft. Ein Leser macht uns darauf aufmerksam, daß in dem im vorigen Heft veröffentlichten Bericht über die Kieler Denkmalsweihe nicht erwähnt worden sei, daß auch die Prinzessin Heinrich von Preußen und ihr Sohn, Prinz Waldemar, an der Feier teilgenommen haben. Prinz Heinrich habe in jenen Tagen noch in Japan geweilt.

Ein anderer Leser macht die Bemerkung, daß der Spruch „Nord oder Süd“, den wir in Groths Handschrift mitteilten, nicht etwa von Groth selbst herstamme, sondern von ihm aus dem Volksmunde übernommen worden sei. Dieser Bemerkung fügen wir noch hinzu, daß Groth mit diesem Bierzeiler oder mit dem Fünfzeiler „Hoch oder Platt“ die Handschriftenfammler zu erfreuen pflegte. Bei einer solchen Gelegenheit äußerte er sich über seine Handschrift in folgenden Zeilen:

As ik de schönste Handschrift schrev,
Do weer keen Minsch, de darum gev.
Nu ik se schrev, as mau so schriff,
Wat man to'n Druck den Sezer gift,
Nu heet dat mehrmals jede Wef:
Nur eine Zeile! Man en Stref!
Na, mi is't recht un mag so blieden:
Is lichter doch, as Zeitung schrieben.

Groths Grab. Man schreibt uns aus den Kreisen der plattdeutschen Vereine in Kiel: In der Novembernummer der Mitteilungen befand sich eine Notiz über Klaus Groths Grab, in der bemerkt wurde, daß die Ansichten über die Verpflichtung zur Instandhaltung des Grabes auseinander zu gehen scheinen. Dem war in der Tat so. Die Nächstbeteiligten sind natürlich die Erben und nach ihnen die Stadt Kiel, deren Ehrenbürger Klaus Groth war. Selbst die Kinder eines großen Mannes werden sich nur ungenen die Sorge für das Grab ihres Vaters nehmen lassen. Als die plattdeutschen Vereine Kiels im Sommer des Jahres 1908 vor dem angekündigten Besuch des plattdeutschen Vereins „Pomuchelstopp“ aus New York die Grabstätte Groths in einem recht vernachlässigten Zustande fanden, baten sie die Erben, das Grab für den bevorstehenden Besuch und in Zukunft zweimal im Jahre mit Blumen schmücken zu dürfen. Das ist ihnen gern gestattet und auch von ihnen ausgeführt worden. Es ist sehr bedauerlich, daß durch dieses Anerbieten eine Unklarheit darüber entstehen konnte, wer für die weitergehende Pflege des Grabes, etwa nötig werdende Reparaturen, zu sorgen habe. Die plattdeutschen Vereine hätten sich sicher nicht geweigert, diese zu übernehmen, wenn sie gahnt hätten, daß dies von ihnen erwartet werde. Jetzt ist die unerquickliche Angelegenheit dadurch erledigt, daß die Friedhofsverwaltung beschlossen hat, für die Zukunft das Grab Klaus Groths in einem würdigen Zustande zu erhalten. F. W.

Was bedeutet der Name „Quickborn“? Prof. Ad. Bartels wies neulich in einem in Hamburg gehaltenen Vortrage darauf hin, daß man in Niederdeutschland den vor 60 Jahren von Klaus Groth für sein herrliches Werk gewählten Namen „Quickborn“ nicht mehr verstehe. Da das leider nur zu wahr ist, so sei einmal daran erinnert, daß schon der alte Chronist Neocorus den dithmarsischen Ortsnamen Quickborn herleitete von dem frischen Quell, der im Süden des Ortes „Dach un Nacht loyt, wo hart it frust“. Mit diesem auch anderswo vorkommenden Ortsnamen hat freilich Groths Lyrik nichts zu tun, sein Quickborn umfaßt vielmehr die Welt seines ganzen Stammes. Den Namen „Quickborn“ wählte Groth, weil er hoffte, daß sein Buch werden sollte, was es in literarischer Beziehung auch geworden ist, ein frischer Quell, ein Jungbrunnen der plattdeutschen Sprache. Wie wenig verbreitet tatsächlich die Kenntnis dieser Bedeutung des Namens ist, beweisen die häufig an den nach Groths Hauptwerk genannten Hamburger Quickborn gerichteten Anfragen, ob die Vereinigung eine Landsmannschaft geborener Quickborner sei, und endlich die nicht selten vorkommende Adressierung von Briefen an diesen Verein oder einzelne Vorstandsmitglieder nach „Quickborn in Holstein“.

Ehrungen für Johann Hinrich Fehrs. Der Provinzialverband der plattdeutschen Vereine in Schleswig-Holstein hat auf seiner letzten Tagung den plattdeutschen Dichter Johann Hinrich Fehrs in Isehoe zu seinem Ehrenvorsitzenden ernannt. Das von Lehrer Schlie angefertigte Diplom zeigt unter hohen Eichen das Geburtshaus Fehrs' in Mühlenbarbek, dazu auf den beiden nächsten Seiten den folgenden Text: „De 14. Plattdütsche Provinzial-Verbandsdag hett einstimmig besluten, den plattdütschen Dichter Johann Hinrich Fehrs för all dat, wat he för plattdütsche Sprak un Eegenart dahn hett, to'n Ehrenvorsitter uttoropen. De ole Welt, de he uns in sin Dichtungen lebennig matt hett, is so ech sleswig-holsteensch, de Menschen in sin „Ilenbek“ so up un dal nedderdütsch, so gesund un krafftvoll, de Kunst, mit de he uns ehr Schicksal to vertellen weet, so sin un so grot, dat all sin Dichtungen noch leben ward, so lang as noch de plattdütsch Sprak wat gestt. Sin Wart ward as Reuter sin Erbbom noch stahn, wenn wedder mal dusend vun Jahren vergahn“. Schreiben den 12. Mai 1912 an den Dag, as in Isehoe de Johann-Hinrich-Fehrs-Eel plant würd.“

In Eckernförde ist ein plattdeutscher Verein „Johann Hinrich Fehrs“ gegründet worden, in Alzburg einer unter dem Namen „Allerhand Slag Lüüd“. Zum 75. Geburtstag von Fehrs (10. April 1913) werden seine Gesammelten Dichtungen in vier Bänden erscheinen (Verlag Alfred Janssen, Hamburg).

Stavenhagens Briefwechsel. In den Kreisen der Stavenhagen-Gesellschaft scheint die Absicht zu bestehen, Stavenhagens Briefe zu veröffentlichen. Wir haben vor einigen Jahren viele der von Stavenhagen geschriebenen Briefe vorgelesen (ich habe sie damals abschreiben lassen und die Abschriften der Hamburger Stadtbibliothek überwiefen), und ich habe gesehen, daß die meisten davon höchst unbedeutend sind, manche auch einen durchaus vertraulichen Charakter haben, entweder von Geldangelegenheiten handeln oder Mitteilungen über andere machen. Nur recht wenige Briefe geben Aufschluß über Stavenhagens Schaffen. Diese mag man allenfalls veröffentlichen, die anderen aber sollte man ruhig liegen lassen. Mit unziemlichen Veröffentlichungen ist in den letzten Jahren gerade genug an Dichtern gesündigt worden, so an Liliencron. Man ist bei Veröffentlichungen von Dichterbrieffen manchmal wirklich im Zweifel, ob der Herausgeber wirklich beabsichtigt, dem Dichter ein Denkmal zu setzen oder nur sich selber.

Gustav Falke hat am 11. Januar d. J. sein 60. Lebensjahr vollendet. Falke hat sich bekanntlich auch auf dem Gebiete plattdeutscher Lyrik versucht und uns auch ein Büchlein plattdeutscher Kindergedichte unter dem Titel „En Handvoll Appeln“ geschenkt. Der Geburtstag des Lyrikers erinnert uns daran, daß wir kurz nach der Begründung der Vereinigung Quickborn ihm eines Abends eine Postkarte schickten mit der Mitteilung, daß seine plattdeutschen Gedichte, darunter „De Steernkieker“ eb:n vorgelesen worden seien. An den ersten Unterzeichner der Postkarte, Wilhelm Poed, schickte Falke alsbald folgende Antwort:

Min leeve Herr Poed, de hübsche Kart
Mit all de Rams ward tru bewahrt.
An döttein Mann! Min leev Herr Poed
Ramens all tohop, dat wär'n Besökl!
Man god dat mi de Herrn hebbt schreben,
So hett dat keen Gedrängel geben.
Doch Puff! Sünst dicht ic mi noch krank,
Abjüs, Herr Poed, un besten Dank.

Hbg., 10. Juni 1904.

De Steernkieker.

Poed schickte eine Empfangsbefätigung in folgenden Stegreifversen:

De Plattdütschen hebbt sid bannig freit,
Un gliet in ehr Protokoll rinkleit:
De Steernkieker hett uns en Kort schreeben,
De wöhl't wi öber uns Port kleeven,
Un darünner an'n Rand schrieben:
„Von Gustav Falke (Handschrieben!)“.

De Nedderdütschen.

Carl Schulze †. Am 14. Dezember verstarb zu Wandsbøl im 84. Lebensjahre Carl Schulze, der Begründer des nach ihm benannten Theaters, das den Schauplatz für die zweite Blüte der niederdeutschen Komödie abgab. Schulzes erste Berührung mit der Bühne — und zwar auch schon mit der plattdeutschen — geschah in dem von Cheri Maurice, dem späteren Begründer des Thalia-Theaters, geleiteten „Zweiten Theater“ in der Steinstraße zu Hamburg, bei dem sein Vater als Theatertapezier tätig war. Als Zwanzigjähriger trat Carl Schulze zunächst in einem Theaterverein, später im St. Georger Tivoli auf, bereiste dann mit der Truppe des Prinzipals Spiegelberger die größeren und kleineren Städte Nordwestdeutschlands und war seit 1853 in Hamburg in „Damm's Tivoli“ tätig. Im Jahre 1858 pachtete Schulze mit einem Teilhaber die Gartenwirtschaft „Joachimsthal“ auf St. Pauli, vergrößerte ihre kleine Bühne und erschloß sie der plattdeutschen Komödie. Auf demselben Grundstück errichtete er später das noch heute bestehende Carl Schulze-Theater, das sich aber schon seit Jahrzehnten fast ausschließlich der Operette zugewendet hat. Lyfers Parodie „Linorah oder die Wallfahrt nach der Olmühle“ brachte im Jahre 1860 der Schulzeschen Bühne einen unerwartet starken Erfolg, und die darin vorkommende Rolle des Klas Melkmann begründete Schulzes Ruhm als plattdeutscher Komiker, den er in zahlreichen späteren Rollen aus dem mittleren Hamburger Bürgertum noch befestigte. Lyser, Stinde und zuletzt Schreyer und Hirschel waren wohl die bekanntesten Autoren, Lotte Menke, Heinrich Kinder und Carl Schulze selbst die bekanntesten Darsteller der plattdeutschen Blauzeit seines Theaters. Daß unter Schulzes Leitung sich ein Georg Reimers die ersten darstellerischen Sporen verdiente, soll nicht unerwähnt bleiben. Das berühmte Mitglied des Wiener Burgtheaters hat seinen Hamburger Lehrmeister nie vergessen. — Solange noch Zuschauer Carl Schulzes leben, ist sein Name dankbarer Nachrede sicher, und für die spätere Zeit hat schon die Theatergeschichte vorgesorgt, die den Namen Carl Schulze längst in ihre Tafeln eingegraben hat.

D. W.

Kleine Aufzeichnungen. Am 16. November 1912 verstarb in Lübeck im 69. Lebensjahre Professor Colmar Schumann, der sich auf niederdeutsch-sprachwissenschaftlichem Gebiet rege betätigt hat, u. a. durch Herausgabe der Lübecker Kinderreime. Schumann war auch ein eifriger Mitarbeiter des Korrespondenzblattes des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. — Dr. Otto Brahm, ein geborener Hamburger, vormals Direktor des Deutschen Theaters, in den letzten Jahren des Lessing-Theaters in Berlin, ist am 28. November im 57. Lebensjahre gestorben. Brahm hat sich um die Entwicklung Fritz Stavenhagens sehr verdient gemacht und hat ihn mit Hilfe anderer auch jahrelang materiell unterstützt. Daß er keins der Stavenhagenschen Stücke aufgeführt hat, war des Dichters größter Schmerz. „Mudder News“ wäre vielleicht aufgeführt worden, wenn Stavenhagen sich zu einer von Brahm vorgeschlagenen Änderung hätte entschließen können. — Heinrich Schriever verstarb am 22. Dezember zu Caffebuch (Kreis Westemünde). Sch. ist in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Schriften über das Teufelsmoor. Wertvoll sind in seinem letzten Buche „Worpsweber Bilder aus dem alten und neuen Teufelsmoor“ die Kapitel: Aberglaube, Sagenhaftes — Volksgefang — Die Sprache des Moores.

Am dem ehemaligen Menschen Hause in Dreptow wurde eine Gedächtnistafel angebracht mit der Inschrift: Fritz Reuter. 1851-56. — Der Reuter-Darsteller August Junkermann konnte am 15. Dezember seinen 80. Geburtstag und zugleich sein 60jähriges Künstlerjubiläum begehen. — Für den Reuter-Brunnen vor dem Kröppliner Tor in Rostock veranstaltet der geschäftsführende Ausschuß jetzt unter allen deutschen Künstlern einen Wettbewerb. Für die vier besten Lösungen sind Preise in Höhe von 1000, 800, 600 und 500 Mark ausgesetzt. Auskunft erteilt Lehrer Wilhelm Schmidt, Rostock.

Die Zeitschrift „Weserland“ in Holzminden (Hüpke & Sohn) beabsichtigt, in Zukunft plattdeutsche Beiträge zu bringen, zunächst in Zweitdrucken.

Die hamburgische Universität und das Niederdeutsche. Die kurz vor Weihnachten erschienene Senatsvorlage zum Ausbau des Kolonialinstituts und des allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität beschäftigt sich mehrfach mit dem Niederdeutschen und hebt hervor, daß auch der bereits amtierende

Professor für deutsche Sprachwissenschaft ebenso dringend der studentischen Hörer bedürfe, wie seine sich mehr oder weniger der Lehrtätigkeit am Kolonialinstitut widmenden Kollegen. Eine im 20. Jahrhundert errichtete hamburgische Hochschule, an der neuere Geschichte, deutsche Sprachwissenschaft unter besonderer Betonung des Niederdeutschen sowie Philosophie und Psychologie in den Hintergrund treten dürften, sei nicht wohl denkbar. Die niederdeutsche Professur sei die erste und bisher einzige in Deutschland und werde, ebenso wie die hier errichtete erste deutsche Professur für Sinologie, Hamburg allgemein in Deutschland als Verdienst angerechnet, wobei aber andererseits mit Recht hervorgehoben werde, daß es sich hier um Interessen handle, die Hamburg seiner geographischen Lage und seiner geschichtlichen Entwicklung nach in erster Linie zu vertreten habe, wenn es überhaupt auf wissenschaftlichem Gebiete mitreden wolle: „denn wie von uns für diejenigen Gebiete besonders Sorge zu tragen ist, die für Handel und Schifffahrt in der einen oder anderen Weise von Bedeutung sind, so auch für solche, die aus anderen Gründen mit unserer heimatlichen Kultur in Verbindung stehen.“

Das Deutsche Seminar in Hamburg und das Niederdeutsche. Dem Senatsantrage zur Errichtung einer Universität in Hamburg ist ein Bericht Professor Borchlings über das Deutsche Seminar angefügt, den wir nachstehend wiedergeben: Das Deutsche Seminar besitzt eine schon jetzt zum Teil recht reichhaltige germanistische Fachbibliothek, die den Studierenden der deutschen Philologie eine gute Arbeitsgelegenheit bietet. Die germanistischen und literarhistorischen Fachzeitschriften sind sämtlich vorhanden, im übrigen ist bisher die Abteilung der Sprachgeschichte und älteren Literatur reicher bedacht als die Abteilung der neueren Literatur. Entsprechend der besonderen Note der hamburgischen germanistischen Professur ist besonderer Wert auf das Niederdeutsche im weitesten Sinne gelegt. Seit einem halben Jahre befindet sich deshalb die niederdeutsche Bibliothek der Vereinigung Dutkborn zu Hamburg als Depositum im Deutschen Seminar. Ein stärkerer Ausbau der niederländischen Abteilung soll für 1913 erfolgen. Besonders hinweisen möchte ich noch auf die Abteilung für germanische Kolonialsprachen, in der einmal die Literatur des Deutschtums im Ausland, zum anderen Sprachdenkmäler und Darstellungen aller derjenigen kolonialen Mischsprachen gesammelt werden, an deren Entstehung das Deutsche oder Nordische Anteil gehabt hat. Dahin gehören das Kapolländische in Südafrika, das Pennsylvania-Deutsch, das Neegerholländisch der Antillen usw. und das Jüdisch-Deutsche. An Anschauungsmaterial besitzt das Seminar eine Anzahl von Karten deutscher Sprachgebiete, ferner eine Sammlung von Phonogrammen niederdeutscher Dialekte, die in schnellstem Umfange vermehrt werden. Eine Sammlung von Photographien altdeutscher Handschriften ist im Entstehen begriffen. Vom Deutschen Seminar aus werden zwei größere wissenschaftliche Unternehmungen geleitet: eine Bibliographie der niederdeutschen Drucke von 1450—1800, die in erzieullichem Fortschreiten begriffen ist, und die Aufnahme der niederdeutschen Mundarten des hamburgischen Staatsgebietes. Für die letztere Arbeit werden zahlreiche Phonogrammaufnahmen gemacht, für die das Deutsche Seminar zwei Reisephonographen und die nötige Ausrüstung besitzt. Eine dritte wissenschaftliche Arbeit, die für den Verein für niederdeutsche Sprachforschung vorbereitete Ausgabe der mittelniederdeutschen Arzneibücher, ist in loserer Verbindung mit dem Deutschen Seminar organisiert.

Die Buren und die Hamburger Kurse für Kapolländisch. Die seit letzten Ostern am Kolonialinstitut eingerichteten Kurse für Kapolländisch (Afrikaansch) haben im Vaterlande der Buren lebhaften Widerhall geweckt. Die „Brandwag“, eine in Pretoria erscheinende Halbmonatschrift, die kräftig die Interessen der niederdeutschen Bevölkerung Südafrikas vertritt, teilt in ihrer Nummer vom 1. Juli 1912 den Bericht mit, den einer ihrer Freunde ihr von seiner Europareise gemacht hat: „Vor einigen Tagen habe ich die letzten Nummern Ihrer Zeitschrift im Kolonialinstitut zu Hamburg ausliegen sehen. In dieser Anstalt hat man jetzt auch Kurse für Holländisch und Afrikaansch eingerichtet. Die Deutschen fühlen das Bedürfnis dazu, namentlich im Hinblick auf ihre Kolonie Deutsch-Südwesafrika.“ — Dem fügt das Blatt noch hinzu:

„Das mächtige deutsche Kaiserreich befiehlt, daß seine zukünftigen Kolonialbeamten für Südwestafrika mit genügender Kenntnis des Kapolländischen ausgerüstet werden sollen, der Sprache, die ein so großer Teil der südafrikanischen Bevölkerung mit Vorliebe spricht. Wahrlich, man muß gestehen, der Deutsche ist gründlich in allem, was er anfaßt. Nichts hält er für zu gering, um ihm seine Luise Ksankeit zu sche ken. Aber die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben. Die Deutschen stehen voran in der Reihe der Völker auf fast jedem Gebiete. Deutschland gibt den Ton an in der Wissenschaft; sein Riesenhandel dehnt sich täglich aus; und seine Kriegsrüstung ist derartig, daß kein Land es wagt, Deutschland auf dem Lande anzugreifen, und England, das vor kurzem noch die Oberherrschaft zur See hatte, anfängt, in Deutschland einen gefährlichen Konkurrenten zu erblicken! Eine so große Veränderung in so kurzer Zeit — das muß seinen guten Grund haben. Vor 100 Jahren lag Deutschland machtlos zu Napoleons Füßen! Vor 50 Jahren bestand das große Land noch aus einer Anzahl von uneinigen und kraftlosen kleinen Staaten. Und nun heute dieser Umschwung, man sieht daraus, der Deutsche ist der Mann des wahren Fortschritts!“

Niederdeutsche Büchersammlungen in Hamburg. Es ist nur wenigen bekannt, daß Hamburg eine Anzahl Bibliotheken aufweist, die sich ausschließlich oder teilweise der Sammlung niederdeutscher Bücher widmen. Die Stadtbibliothek besitzt reiche Schätze an älteren niederdeutschen Druckwerken: vor- und nachluthersche niederdeutsche Bibeln, Erbauungsbücher, Chroniken, Geses- und Arzneibücher, Fastnachtspiele und, aus späterer Zeit, Operntexte mit niederdeutschen Einlagen. Hervorzuheben sind auch die in der Stadtbibliothek befindlichen Rampfschriften für und gegen das Plattdeutsch. Auch das Staatsarchiv weist neben niederdeutschen Handschriften manchen niederdeutschen Druck auf. Die Dr.-Theobald-Stiftung bezweckt die Erhaltung und Ergänzung der niederdeutschen und ostfriesischen Bücherei des verstorbenen Sammlers Dr. Theobald. Sie untersteht der Verwaltung des Vereins für hamburgische Geschichte und umfaßt zahlreiche Wörterbücher, Grammatiken, Beiträge zur Sprachforschung und Werke der schönen Literatur. Die Bibliothek der Vereinigung Quickborn will besonders die neu plattdeutsche Literatur sammeln, ohne jedoch ältere und wissenschaftliche Werke auszuschließen. Sie ist vor einiger Zeit im Deutschen Seminar (Vorlesungsgebäude) aufgestellt worden. Die umfangreiche niederdeutsche Abteilung der Seminarbibliothek hat sich u. a. des Niederdeutschen als Kolonialsprache und des Niederländischen angenommen. Außer diesen Bibliotheken, die einander in vorzüglicher Weise ergänzen und die insgesamt eine imposante Vertretung des niederdeutschen Schrifttums darstellen, werden niederdeutsche Bücher in Hamburg von einer Anzahl Privatleuten eifrig gesammelt. Eine Vervollständigung der obengenannten Büchereien durch Schenkungen und Vermächtnisse wäre wünschenswert.

Plattdeutsch in Hannover. Der „Hannoversche Anzeiger“ schreibt: Mit der vor etwa zehn Jahren begonnenen Heimatbewegung geht Hand in Hand die Wiedererweckung unsrer plattdeutschen Mutterprache, die lange Jahrzehnte aus der niedersächsischen Literatur so gut wie verschwunden war. Der Heimatbund Niedersachsen hat von Anbeginn seiner Tätigkeit die Pflege der plattdeutschen Mundart in sein Programm aufgenommen, und es muß ihm rühmend nachgesagt werden, daß seine Dichterabende und Aufführungen viel dazu beigetragen haben, der plattdeutschen Mundart neue Freunde zuzuführen. Aber diese Veranstaltung findet nur einmal im Jahre statt, und so dankenswert sie ist, es fehlt ihr die zu einem dauernden Erfolge notwendige Nachwirkung. Diese müßte von den lokalen Vereinigungen ausgehen, die ihre Mitglieder zu regelmäßiger Arbeit vereinigen. Auf diesem Gebiete ist es leider in Hannover sehr still geworden und besonders auch in der Landeshauptstadt Hannover, obwohl wir hier neben dem Plattbütschen Vereen eine Anzahl landsmannschaftlicher Vereinigungen (Oldenburger, Mecklenburger, Ostfriesen usw.) besitzen. Wir haben eine Reihe plattdeutscher Schriftsteller, Rezitatoren und Sänger; aber sie sind gezwungen, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen, denn es ist ihnen keine Gelegenheit geboten, an die Öffentlichkeit zu

treten. In dieser Hinsicht könnte sich der Heimatbund Niedersachsen ein großes Verdienst erwerben, wenn er auf die lokalen Vereinigungen einwirken, sie zu regerer Tätigkeit anregen, ihnen Ziel und Wege weisen würde. Geschieht das nicht, so wird die so verheißungsvoll begonnene Bewegung bald wieder in den früheren Stillstand versinken. Der Heimatbund Niedersachsen ist berufen dazu, und er hat auch die Persönlichkeiten dazu in seinen Reihen. Möge er sich dieser Sache annehmen, es ist eine lohnende Aufgabe.

Plattdeutsch in Magdeburg und in der Börde. Einer Zuschrift aus Magdeburg entnehmen wir folgendes: Es ist sehr zu bedauern, daß Magdeburg trotz seiner fast ausschließlich plattdeutschen Umgebung seit Jahrzehnten eine ganz hochdeutsche Stadt ist, die dem Plattdeutschen nicht die verdiente Würdigung zuteil werden läßt. So hat auch der hiesige plattdeutsche Verein einen schweren Stand. — Eine früher in den M. a. d. V. erschienene Besprechung veranlaßt mich, das Bördeplatt dagegen in Schutz zu nehmen, daß es gar kein Plattdeutsch sein soll. Gewiß ist dieses Platt mit allerlei sächsischen und märkischen Ausdrücken durchsetzt, aber es ist auch zu bedenken, daß die plattdeutsche Grenze früher viel weiter nach Süden, in der Richtung Torgau, Eilenburg, Merseburg gelegen hat. In Eilenburg, Halle und Merseburg sind heute noch alte, rein plattdeutsche Urkunden in den Archiven zu finden; auch das hiesige Provinzialarchiv besitzt solche aus der Gegend, und erst seit Luther hat das Mittelhochdeutsche und danach die sächsische Mundart hier Überhand bekommen. Von Halle aus nördlich beginnt die anhaltische Mundart, eine böse Art Deutsch, wiewohl die Leute, die sie sprechen, ein umgänglicher Schlag Menschen sind. Das Anhaltische geht bis an die Saale, nördlich der Saale fest das Bördeplatt ein. Erst klingt es anhaltisch an, weiter nach Norden geht es in Altmärker und nach Westen in braunschweigische (ostfälische) Mundart über. Nach Osten geht das Bördeplatt über die Elbe bis in die Gegend von Burg. Es ist gewiß ein Platt, das einem ziemlich großen Kreis als Umgangssprache dient, sich so, wie jetzt gesprochen, schon Jahrhunderte gehalten hat und somit auch wohl als plattdeutsche Mundart angesehen werden muß.

Th. W.

Plattdeutsch in Raseburg. Wie man in Hamburger Hafen und in Hamburger Speichern und Werkstätten ohne Plattdeutsch schwer oder gar nicht durchkommen würde, so scheint es auch im schönen Lauenburg seine Stellung in manchen Kreisen behauptet zu haben. Ein Raseburger Arzt suchte kürzlich im „Dabeim“ eine Haushälterin und fügt seinem Inserat hinzu: „Verständnis der plattdeutschen Sprache notwendig, daher Mittel- oder Süddeutsche ausgeschlossen.“

F. W.

Plattdeutsch in Oberdeutschland und im Auslande. Daß die Plattdeutschen auch außerhalb ihrer engeren Heimat ihre Sprache hochhalten, davon gibt die rührige Tätigkeit Kunde, die einige plattdeutsche Vereine im hochdeutschen Sprachgebiet und im Auslande entfalten. Vortreffliches leisten z. B. in dieser Beziehung die niederdeutsche Gesellschaft in Frankfurt a. M. und der Fris-Reuter-Klub in Dresden durch ihre Vortragsabende, die das Ziel haben, die sprachliche Verbindung mit der alten Heimat zu erhalten. Der Frankfurter Verein hat kürzlich seine neue Vortragsfolge begonnen mit einem Abend des schleswig-holsteinischen Lautenängers Niels Sörnsen, der plattdeutsche Lieder zur Laute vortrug. Der Dresdener Reuter-Klub hatte sich für seinen ersten Abend Otto Ernst verschrieben, der Grothsche Lyrik, Wisserische Volksmärchen und Hamburger Schippergeschichten las. Unter den zahlreichen Zuhörern bemerkte man die Herzogin Marie von Mecklenburg-Schwerin mit ihrer Begleitung. — In Hermannstadt in Siebenbürgen setzt auch in diesem Jahre Professor Franz Arz seine alljährlich zu wohlthätigen Zwecken stattfindenden Vorlesungen aus Reuters Werken fort. Arz ist geborener Siebenbürger, aber seit 40 Jahren, da er in Deutschland studierte, ein begeisterter Verehrer Reuters. Professor Arz pflegt seit vier Jahren im Laufe des Winters ein zusammenhängendes Werk Reuters vorzulesen und findet immer eine große Schar treuer Zuhörer (siehe auch M. a. d. V., 4. Jahrg., S. 50 ff.). — Daß auch in Nordamerika das Plattdeutsche im alten Ansehen steht, beweisen die zahlreichen plattdeutschen Vereine und die alljährlich in den größten Städten der Ver-

einigten Staaten stattfindenden plattdeutschen Volksfeste, aus deren Überschüssen Altenheime gebaut und erhalten und andere wohlthätige Stiftungen auch in der alten Heimat unterstützt werden. Das letzte New Yorker Volksfest ist übrigens (wie schon mitgeteilt) auch von dem damaligen Präsidentschaftskandidaten, jetzigen Präsidenten Wilson besucht worden, der durch den Besuch des Festes und des Frig-Reuter-Altenheimes und nicht zum mindesten in einer längeren Rede um die Stimme der Plattdeutschen warb.

Plattdeutsch im Konzertsaal. Den plattdeutsch singenden Lautensängern hat sich seit einiger Zeit Herr Niels Sörnsen zugesellt, der — als geborener Schleswig-Holsteiner — den Vorzug hat, im plattdeutschen Lande aufgewachsen zu sein. Außerdem ist er mit einer hübschen Stimme begabt und hat auch eine manchmal recht ansprechende Vortragsweise, die noch sehr gewinnen würde, wenn Herr Sörnsen sich in seinen „Vorreden“ und in seiner Mimik etwas mehr Beschränkung auferlegte. Auch sonst wäre zuweilen weniger mehr. Nachdem Herr Sörnsen das Programm seines am 18. November in der Hamburger Musikhalle veranstalteten Abends abgewickelt hatte, gab er ein Couplet von Heinrich Köllisch zum besten, das zwar von einem Teil des Publikums mit Jubel aufgenommen wurde, das aber mit seiner Flachheit nicht nur einen denkbar schlechten Abschluß des Abends bot, sondern die Wirkung der im Programm stehenden Quickborn-Lieder und Volkslieder völlig aufhob. Das Publikum hatte zwar die „Pingsttour“ durch Zuruf verlangt, aber schließlich hat jeder Künstler das Publikum, das er verdient. Wenn Herr Sörnsen nicht schon früher Hein Köllisch aufgetischt hätte, so würde kein Mensch im Konzertsaal auf ihn gekommen sein. In Herrn Kothe wird sicher niemand solche Zumutung stellen. P. W.

Sprache und Haus. In einem der letzten Hefte der hochangesehenen „Tydschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde“ schießt Dr. D. C. Hefeling einen sehr interessanten Luffas über die Geschichte der holländischen Sprache auf Ceylon mit dem Satz: „Die Geschichte unserer Sprache auf dieser Insel zeigt deutlich, daß eine Sprache sich nicht in erster Linie durch offizielle Sprachrechte (taalrechten), durch Zwang von obenher oder gesetzliche Vorschriften zu behaupten vermag; was zu Hause in der Familie (in de huiskamer) gesprochen wird, das gibt im Sprachenstreit den Ausschlag!“ Ein Wort, das auch wir Niederdeutschen uns wohl merken dürften. E. B.

Nord und Süd. Von der Sprachuniformierungsseuche sind wir Norddeutschen mehr angesteckt als unsre süddeutschen, österreichischen und schweizerischen Verwandten. Zwar ist auch im Süden die Sprache bekräftigt im Fluß, und manche der älteren Ausdrücke verschwinden aus dem Gebrauch. Aber so gut sich dort die Leute auch dem Norddeutschen in der gemeinsamen Schriftsprache verständlich zu machen verstehen, untereinander sprechen sie doch ihre Heimatprache, die, ebenso wie unsre plattdeutsche Sprache, älter ist als die neuhochdeutsche Schriftsprache und auch — z. B. das Schwyzer Dütsch — in Laut und Wortschatz manches bewahrt hat, das den hörenden Norddeutschen auf den gemeinschaftlichen Stamm der älteren deutschen Sprachzweige hinweist. An der Mittagstafel eines Engadiner Gasthofes hatte ich als Tischnachbarninnen drei Schweizerinnen, die weit gereist waren und wohl in vier Sprachen Rede und Antwort stehen konnten, unter sich und mit anderen Schweizern, mit den Vornehmsten so gut wie mit den Dienftboten, aber sprachen sie ausschließlich Schwyzer Dütsch.

Auf der Rückfahrt mit der Rhätischen Bahn hatte ich dann Fahrtgenossen aus Hamburg, ein älteres Ehepaar, das sich an unserer Waterkant Geld erworben und nun auf Anraten seines Sohnes auch einmal die Schweiz angesehen hatte. Die beiden tauschten ihre hausbackenen Gedanken über die schöne Bergfahrt und „von wegen die vielen Tunnels und so“ aus, und zwar hochdeutsch — aber in was für einem! Das Lächeln der Mitfahrenden ließ mich den Leuten wünschen, daß sie lieber auch in der Schweiz beim Plattdeutsch geblieben wären, das zu Hause sicher ihre tägliche Sprache ist. P. W.

Flurnamenforschung. Die Flurnamensammlung im Herzogtum Braunschweig behandelt ein Sonderheft der „Braunschweigischen Heimat“, der in diesen Blättern mehrfach genannten Zeitschrift des Landesvereins für Heimatchutz

im Herzogtum Braunschweig. Das wertvolle, von Professor H. Lüthmann bearbeitete Heft wird den braunschweigischen Flurnamensammlern und auf Anfordern auch allen sonstigen Freunden der Flurnamenforschung durch die Verlagsbuchhandlung E. Appelhaus & Co. G. m. b. H. (Rud. Stolle & Gust. Kofelieb), Braunschweig, Kalenwall 3, kostenfrei geliefert. — In demselben Verlage erschien auch Lüthmanns, im Landesverein für Heimatschutz im Herzogtum Braunschweig gehaltener, unterhaltender, belehrender, eindringlicher Vortrag „Was kann und muß geschehen zur Erhaltung der alten Flurnamen?“, der den ersten Anstoß zum planmäßigen Sammeln der braunschweigischen Flurnamen gegeben hat. Dieser Druck kostet 25 Pfennige. E.

Straßennamen in Düsseldorf. Einem in dem erwähnten Sonderheft der „Braunschweigischen Heimat“ veröffentlichten Aufsatz „Vom Flurnamen zum Straßennamen“ von Professor H. Lüthmann entnehmen wir folgendes: Am sichersten bleibt die Eigenart eines städtischen Weichbildes in neuen Straßennamen gewahrt, wenn diese unmittelbar anknüpfen an die Flurnamen des Geländes. Dann sind sie etwas, was aus dem Boden selbst hervorgebroffen ist, und stellen zusammen eine Einheit dar, wie das Gelände selbst eine darstellt. Sie mildern auch die unbehagliche Empfindung der Neuheit und Umwälzung und geben dem neuen Gebilde schon einen anheimelnden Zug, da sie es nicht als etwas Fremdes, Neuhinzugekommenes, sondern als eine Weiterentwicklung des früheren Zustandes erscheinen lassen. Sie haben etwas, was mit der Unfertigkeit und Nüchternheit neuer Straßenzüge versöhnt. Neulich ist mir wieder ein kurzer Aufsatz in die Hände gekommen, den 1907 der Stadtbibliothekar Nörrenberg für die Stadtväter von Düsseldorf geschrieben und 1910 in der „Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins“ veröffentlicht hat. In dem legt er es ihnen recht eindringlich ans Herz, bei der Namensgebung für neue Straßen nicht ferner immer die Namen der großen Heerführer, Staatsmänner, Dichter heranzuholen, sondern lieber auf die Namen einheimischer Männer und Frauen, auch wenn sie nur Sterne dritten oder vierten Grades seien, vor allem aber auf den Vorrat, der in den alten Flurnamen zur Verfügung stehe, zurückzugreifen. „Auch kann man“, sagt er zum Schluß, „humoristische Benennungen von Ortlichkeiten verwenden, die nicht im Grundbuche verzeichnet stehen.“ Seine Mahnung hat in Düsseldorf Erfolg gehabt: allein in den drei folgenden Jahren sind diesem Schätze 40 neue Straßennamen entnommen. Es möge mir gestattet sein, hier nur einige zu nennen: An der Apfelweide, Am Bärenkamp, Im Brüksken, Im Dohlander, In den Diten, Erlenkamp, Am Göggenkotten, Am Hackenbruch, Rikweg, Lackfeld, Maitammer, Am Poth, Im Rottfeld, Am Schafberg, Im Schlüssel, Am Schnepfenhof, Steinkaul. In der Tat Namen, die gar nichts Imposantes an sich haben, dafür aber so etwas Stämmiges, aus dem zugleich ein frischer Humor sichert. Man fühlt, daß es sich auf diesen Straßen gut wohnen lassen muß, wie in guten deutschen Bürgerhäusern. Sinnig ist es, daß diese 40 Namen bis auf einen einzigen nicht erst mit dem wie ein angehängter Schwanz nachschleppenden Wort . . . straße zusammengesetzt, sondern gleich so unaufgepußt zu Straßennamen befördert sind. Es ist auch ganz logisch, denn den Häuserzeilen, die an der namengebenden Ortlichkeit selbst sind, kommt ja eigentlich die Bezeichnung Straße nicht zu, sondern denjenigen, die zu der Ortlichkeit hinführen.

Alte niederdeutsche Drucke. Professor W. Seelmann zitiert im „Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“ Professor Borchlings in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ veröffentlichten Aufsatz über „Alte niederdeutsche Drucke aus Ludwig Ablands Besitz“ (5. Jahrgang, S. 89 ff.) und weist bei dieser Gelegenheit auf eine bibliographisch wertvolle Tatsache hin, die ihm vor Jahren zuerst gerade bei den Ballhornischen Niederdrucken des besagten Bandes entgegentrat: „Auf ihren Titelseiten findet man, meist unten, selten zur Seite des Holzstockes, einen einzelnen Buchstaben abgedruckt, von dem man fast glauben könnte, er sei dem Drucker versehentlich in die Form geraten. Der Vergleich mehrerer Drucke erwies, daß in jedem ein solcher Buchstabe, und zwar stets ein verschiedener sich fand. So z. B. in sieben Drucken Ballhorns, deren Titel ich um Belege anzuführen meinen Aufzeichnungen entnehme: a g m o U S B. Man muß also schließen, daß Ballhorn

mehr als ein einziges Alphabet Liederdrucke — besser gesagt Liederbogen — hergestellt hat. Für ihn ergaben die aufgesetzten Buchstaben eine bequemere Bezeichnung für die einzelnen Liederbogen als die umschweifigen, ziemlich gleichlautenden Titelanfänge. Der bibliographischen Forschung werden sie chronologische Merkmale bieten und feststellen helfen, ob und wieviel Liederbogen Ballhorns oder anderer Drucker — denn sie finden sich auch sonst — untergegangen sind. Jedenfalls darf in künftigen Verzeichnissen der Liederbogen die Angaben jener Buchstaben nicht versäumt werden.“

Winkte für Verfasser und Verleger niederdeutscher Werke. Es liegt Autoren und Verlegern daran, ihre Werte in den Zeitungen und Zeitschriften besprochen zu sehen. Bei der Auswahl namentlich der für Rezensionseremplare in Betracht kommenden Zeitschriften zeigen sie sich häufig schlecht beraten, vergessen die für ihre Zwecke wichtigsten. Es sei darauf hingewiesen, daß Kürschners Literaturkalender ein Verzeichnis der Zeitschriften und der für Rezensionen besonders in Frage kommenden Tagesblätter bringt. Unabhängig davon geben wir nachstehend eine Liste von Zeitschriften, die bei der Versendung plattdeutscher Bücher nicht übersehen werden sollten. Nicht unterlassen sollte aber auch der Verleger, dem (wenn nicht gebunden, so doch wenigstens aufgeschritten zu versendenden) Buche eine Angabe des Ladenpreises für das gebundene und für das ungebundene Buch beizufügen. Am besten legt er einen als Kopf für die Besprechung verwendbaren Zettel bei, der den vollständigen Buchtitel, die Verlagsangaben einschließlich Jahreszahl und endlich Angaben über die Stärke des Buches und den Preis enthält. Es ist zu verwundern, wie wenige Verleger diese in ihrem eigensten Interesse liegenden Angaben den Rezensionbüchern begeben!

Für Bücher niederdeutschen Inhalts kommen u. a. in Frage: Das literarische Echo, Berlin. — Literarisches Zentralblatt, Leipzig. — Eckart, ein deutsches Literaturblatt, Berlin. — De Eekbom, Berlin NO 65. — Niedersachsen, Bremen. — Hannoverland, Hannover. — Die Heimat, Kiel, Adolfsstraße 56. — Die Braunschweigische Heimat. Prof. Dr. Kolbwey, Bad Harzburg. — Das Land, Berlin. — Hamburgische Zeitschrift für Heimatkultur, Hamburg-Fuhlsbüttel. — Preussische Jahrbücher, Berlin N. — Deutsche Rundschau, Berlin. — Mitteilungen aus dem Quicborn. Paul Wriede, Hamburg 25. (Nur Bücher, die in plattdeutscher Sprache geschrieben sind oder plattdeutsche Sprache und Literatur behandeln. Keine hochdeutschen Erzählungen mit plattdeutschem Dialog!) — Für überwiegend sprachwissenschaftliche Werke: Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Prof. Dr. O. Behagel, Gießen. — Zeitschrift für deutsche Mundarten, Berlin. — Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Prof. Dr. E. S. F. Walthers, Hamburg 24. — Für Werke mit volkswissenschaftlichem Einschlag: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Behrend & Co., Berlin W 64. — Hessische Blätter für Volkskunde. Prof. Dr. Carl Helm, Gießen. — Soweit nicht andere Adressen vermerkt sind, sind die Sendungen an die Redaktion zu richten. Auch ist nicht zu vergessen, die Firma J. C. Hinrichs, Leipzig, Blumenstraße 2, um Aufnahme der neuen Bücher in ihr allen Sortimentern als Nachschlagewerk dienendes „Verzeichnis“ zu ersuchen. Die Bücher müssen gleichzeitig eingeschickt werden, werden aber zurückgegeben.

Da es leider Verleger gibt, die solche Selbstverständlichkeiten niemals beachten, so liegt es im Interesse der Verfasser, beim Abschluß des Verlagsvertrages vorzuschreiben, an welche Blätter die Bücher zur Besprechung unter Angabe des Preises usw. geschickt werden sollen.

Es sei erlaubt, bei dieser Gelegenheit hinzuzufügen, daß wir es für selbstverständlich halten, daß die Redaktionen die Besprechungen den nächstbeteiligten zusenden. Die Redaktion unserer „Mitteilungen“ hat diese kleine Aufmerksamkeit von jeher sowohl den Verlegern als auch — soweit ihr die Adressen bekannt waren — den Verfassern erwiesen.

Anregungen zur Ergänzung dieser „Winkte“ sind willkommen. P. W.

Volksabende in Hamburg. Volksunterhaltungsabende hat in Hamburg zuerst der Verein „Freie Volksbühne“, dann, seit 1898, die „Literarische Gesellschaft“ veranstaltet. Ihr ist es gelungen, zu den Abenden, die sich zum

Teil auch mit der plattdeutschen Dichtung beschäftigen, gerade die minderbemittelten Kreise als Zuhörer heranzuziehen, und zwar zum Teil dadurch, daß sie die Karten durch die Arbeiterorganisationen vertreiben ließ. In dem „Rückblick auf die ersten zehn Jahre des Bestehens der Literarischen Gesellschaft zu Hamburg“ (1901) konnte Léon Goldschmidt ausführen: „Da nun die Karten überwiegend an die Arbeiter Hamburgs gelangen, erlebt man das Wunderbare, das Unglaubliche: Künstlerische Veranstaltungen, zu denen beide Geschlechter gleichberechtigten Eintritt haben, und die Männer doch in der Mehrzahl sind. Wer erinnert sich wohl, dies jemals in einem hamburgischen Theater, Konzert oder Vortrag erlebt zu haben?“ Seitdem die Arbeiterorganisationen ähnliche Abende veranstalten, haben sich die Verhältnisse wesentlich verschoben. Die Literarische Gesellschaft mußte sich an ein größeres Publikum wenden, wodurch sich die Zuhörerschaft so sehr geändert hat, daß der Vorstand es schließlich für richtiger hielt, die Zahl der Volksabende wesentlich einzuschränken. Diesen veränderten Verhältnissen unterliegen natürlich auch alle von anderen Seiten veranstalteten Volksabende, auch die plattdeutschen der „Nedderdüütsch Sellschopp“. — Die Fehrs-Feier gibt auch der Vereinigung „Quickborn“ Veranlassung, einmal einen Volksabend zu veranstalten, für den sie gerade die Minderbemittelten als Zuhörer zu gewinnen hofft. Der Besuch des Abends muß zeigen, ob sie mit ihren Vorkehrungen auf dem richtigen Wege ist. Viele unserer Leser werden sich erinnern, daß vor fünf Jahren zum 70. Geburtstag des Dichters ein Fehrs-Abend des Quickborn im Conventgarten stattfand. Zum 75. Geburtstage veranstaltet einen ähnlichen Abend die Literarische Gesellschaft, während die Veranstaltung des Volksabends der Quickborn übernommen hat.

Verbandsarbeit. Auf Antrag des plattdeutschen Provinzialverbandes für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck hat der Ausschuß für die Errichtung des Klaus-Groth-Denkmals von den 300 Mark, die als Garantiefonds für die Vorseier zur Denkmalsenthüllung bereitgestellt waren, 200 Mark für die Erhaltung des Groth-Hauses in Heide und 100 Mark für Sonderdrucke des von Stadtrat Dr. Pauly, Kiel, auf der Vorseier gehaltenen, in unseren „Mitteilungen“ veröffentlichten Vortrages über Klaus Groth bestimmt und damit diese Gelder in wirklich idealem Sinne zur Ehrung des Dichters verwendet. Ein Exemplar der Paulyschen Rede wird allen Mitgliedern der dem Provinzialverband angeschlossenen Vereine überreicht. — Die auf dem Provinzialverbandstag in Isehoe auf Antrag von Fritz Wischer, Kiel, beschlossene Herausgabe eines schleswig-holsteinischen plattdeutschen Lieberbuches ist von G. F. Meyer in Kiel befozt worden, und zwar erscheint in diesen Tagen zunächst das Lieberbuch für Kinder, das über 40 unserer besten Volks- und Kunstslieder, mit Noten, enthält. Damit das Heft, das dazu mitbelfen soll, die Liebe zur plattdeutschen Sprache und Art in den Kinderherzen zu wecken und lebendig zu erhalten und schlechte Lieder und Gassenhauer zu verdrängen, eine weite Verbreitung finden kann, ist der Preis nur auf 10 Pfennig festgesetzt in der Erwartung, daß auch Schule und Haus sich für die Sammlung interessieren werden. Ein zweites Bändchen, das Lieder für Erwachsene enthält, ist in Vorbereitung. — Im Auftrag des Provinzialverbandes hat der uernimliche G. F. Meyer eine Auswahl aus den Schriften Heinrich Hansens (Alpenrade) getroffen, die im Dezember v. J. bei H. Lühr & Dircks in Garding erschienen ist. — Der von dem Provinzialverbandsvorsitzenden Fr. Wischer auf der diesjährigen Tagung des allgemeinen plattdeutschen Verbandes in Lehe gehaltene Vortrag „Plattdütsch in 'ne School“ soll als Verbeschrift gedruckt werden. — Der näch tjährige Provinzialverbandstag findet am 3. und 4. Mai in Lützenburg statt; Vorträge halten Professor Dr. Mensing, Kiel, und Lehrer em. Witt, Lützenburg.

Bereinsarbeit. Im plattdeutschen Verein Münster i. Westf. berichtete der Vorsitzende Karl Wagenfeld über den Erfolg seines Aufrufes „Sammelt Plattdeutsch“ im „Münsterischen Anzeiger“: Aus den verschiedensten Orten ist aus allen Ständen altes Sprachgut — Lieder, Reime, Sprichwörter, Volkskundliches — eingegangen, das zum guten Teil noch ungedruckt ist. Es ist nach bestimmten Gesichtspunkten eingeordnet und so vor Vergessenheit bewahrt. Neue Zusendungen sind in Aussicht gestellt und sehr erwünscht.

Auf der letzten Hauptversammlung des Plattdeutschen Vereins für Rostock und Umgegend hielt cand. phil. Paul Beckmann einen Vortrag über „Erfolgversprechende Arbeit in plattdeutschen Vereinen“. Redner ging auf die bisherige Arbeit des Vereins ein und empfahl, das Gesprochene und das gutgeschriebene Plattdeutsch immer wieder unter die Leute zu bringen, daneben aber auch die wissenschaftliche Seite der Sache zu pflegen. Die Sammeltätigkeit müßte in allen Vereinen systematisch nach Anweisung der großen, erfolgreichen Sammler ausgeübt werden. Die dem Vortrage folgende Aussprache bewies die Übereinstimmung der Vereinsmehrheit mit dem Vortragenden. — Derselbe Verein hat kürzlich Stavenhagens „Mudder News“ in mehreren Liebhabervorstellungen mit großem Erfolg aufgeführt.

Unsere Bilder. Die Klischees zu dem Bilde Wibbels auf dem Titelblatt des heutigen Heftes und zu demjenigen Wagenfelds hat uns die Redaktion der Halbmonatsschrift „Niederjachsen“ freundschaftlich geliehen. Das kleine Bild, das Wibbelt mit seinem Eckel Waldmann zeigt, entstammt einer Postkarte, die Dr. Wibbelt an den Schriftleiter der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ schickte, und ist zuerst im „Hamburger“ veröffentlicht worden.



Theater



„Doggerbank“. Niederdeutsches Drama in einem Aufzuge von Gorch Fock. Schillertheater; Altona. Festvorstellung der Gesellschaft für dramatische Kunst. Als ich vor etwa zwei Jahren Focks kraftstrotzenden Einakter: „Doggerbank“ mit hellem Entzücken las, verhehlte ich mir nicht, daß seiner Aufführung bedeutende szenische und räumliche Schwierigkeiten entgegen stehen würden. Ich habe nach der für eine Amateurvorstellung beachtenswert guten Wiedergabe des Dramas am Schillertheater meine Bedenken bestätigt gefunden.

Die Begebenheiten spielen sich zwischen dem Fischer, seiner Frau, dem Jungmann und dem „heiligen Knecht“ in dem überaus beschränkten Raume der Kajüte eines Finkenwärder Fischtutters, der in einer Sturmnacht im März, inmitten der Nordsee auf der Doggerbank, 200 Seemeilen WNW von Helgoland, dem Untergange geweiht scheint. Unvermeidlich, wie in diesem engen Raume die Leidenschaften mit elementarer Gewalt aufeinander plagen müssen, so unvermeidlich drängen sich dem Zuschauer Zweifel auf, ob unter den gegebenen Verhältnissen die Situationen, wie sie der Autor schildert, der Wirklichkeit entsprechen können. Von den vier Menschen an Bord des in rasendem Sturm treibenden, von den Wellen überfluteten Fischtutters befinden sich im Laufe der Handlung nicht selten drei, einmal sogar alle Überlebenden in der Kajüte, statt auf Deck. Heim Koptein, der große Störtebeker, der seegewaltige Fischer, den Fock uns scharf umrissen, eine Prachtgestalt, ein Kerl aus einem Guß, vor Augen stellt, wird sich diesen Verstoß gegen die Seemannsregeln nicht zu Schulden kommen lassen. Auftreten und Abgang der handelnden Personen erfolgt durch die eine, nur allzu schmale Tür, die aus der Kajüte über eine enge Treppe direkt an Deck führt. Die Überraschungsszenen, die zur Entlarvung der Frau und des Jungen führen, sind daher in dieser Umgebung nicht recht ausjudenken, denn wenn ein Finkenwärder Fischer in Seestiefeln eine enge Treppe hinunterpolktert, erscheint eine Überraschung der in der Kajüte Weilenden nicht mehr glaubhaft.

Daß Fock es versteht, den Zuschauer diese Bedenken vergessen zu machen, und ihn durch die Wucht der Geschehnisse gänzlich fortzureißen und in seinen Bann zu zwingen, ist das beste Kriterium für sein großes dramatisches Können: Der Schiffer des Kutters, der sturm- und seegewaltige Heim, der Riese mit dem Kinderherzen, hat sich ein Weib genommen, auf seinen Kutter genommen, ohne viel zu fragen, und ohne sich darum zu kümmern, daß seine Liebste schon einen Bräutigam hatte, denn Heim sagte sich: „n Brögam bewwt de Deerns alleogar all mol hatt. Wer doa nich über weg kann, non, de kriegt nie n' Fro“; — „and once on board the kutter and the girl is mine“.

Wenn der Vorhang aufgeht, finden wir die Frau in Erwartung des unvermeidlich scheinenden Unterganges des Kutters in ihrem Sonntagsstaat in

der Kajüte sitzen. Hein hofft, daß seine Frau seine Neigung erwidern lernen wird, denn er ist stark, guten Herzens und liebt sein „Muschen“, und wenn sie ihm „weel un warm as 'n Maikatt“ im Arm liegt und seine ungestümen Liebeslosungen mit geschlossenen Augen über sich hinwegbrausen läßt, zweifelt er kaum noch, daß sie ihn wiederliebt. Seine Überraschung, als er sie kurz darauf in den Armen des Jungmanns findet, der, ihr früherer Bräutigam, auf dem Rutter Dienste genommen hat, um der Geliebten nahe zu sein, kennt keine Grenzen. Aber der Sturm läßt keine Zeit zum Bericht. Erst als der Jungmann, dessen großsprecherische Art bald in Furcht umschlägt, von der Frau aufgestachelt, sich zu einer Tat aufrafft, und, um Rutter und Weib zu erringen, Hein mit dem Messer zu Leibe geht, schreitet der Schiffer, König und Richter zugleich an Bord, zur Vergeltung. Er packt den Jungen, der sich, vor seinem Richter flüchtend, in seine Kojse verfrachtet, und wirft ihn, der von der Frau vergeblich angefeuert wird, sich zu wehren, über Bord. Es ist dies eine Scene von packender dramatischer Gewalt. Sie erinnert mich an den Kampf der Könige der Wälder, zweier Hirsche, um das Recht des Stärkeren. Der fromme Knecht hat den Mord an Deck mit angesehen. Vor die Frage gestellt, ob er seinen Herrn verraten soll oder schweigen darf, opfert er sich selbst und geht über Bord. Die Frau erkennt in Hein den Mann und Gebieter, und der Dichter läßt erraten, daß sich ihr Herz ihm zuwenden mag, da erlöschen die Lichter. — Eine mächtige Sturzsee hat den Rutter und seine Insassen verschlungen. —

Ein bedauerlicher Irrtum des Inspizienten ließ das Licht einige Minuten zu früh erlöschen, so daß dem Zuschauer, der das Stück nicht gelesen hatte, durch den Wegfall eines Theils der Schlusszene einige Zweifel an der Folgerichtigkeit der Entwicklung des Frauencharakters entstehen mochten. Aber auch dieses Mißgeschick verhinderte nicht, daß das von den Vorgängen auf der Bühne sichtlich erschütterte, das Haus bis zum Dache füllende Publikum dem Dichter herzlichsten Beifall sollte und ihn wieder und wieder vor die Rampe rief.

Von den Darstellern war Richard Waldow erfolgreich bemüht, der prachtvollen Figur des großen Störtebekers zu ihrem Recht zu verhelfen. Wenn es ihm nicht völlig gelang, dem Zuschauer den lachenden Riesen so greifbar vor Augen zu führen, wie ihn Fock meisterhaft geschildert hat, so verdient andererseits die vortreffliche Art, wie er das Plattdeutsche meisterte, volle Anerkennung. Sprachlich ganz unvergleichlich gut war auch seine Partnerin, Aline Bußmann, in der Rolle der Frau. Sie wies auch im Spiel Höhepunkte auf, die keinen Zweifel lassen, daß hier ein junges, kraftvolles Talent zum Lichte drängt. Fräulein Bußmann wird jeder großen Bühne zur Zierde gereichen. Georg Hermann als heiliger Knecht vermochte das Gold in dieser rührendsten Figur des Stückes nicht zu heben. Arthur Elser bemühte sich vergeblich, der undankbaren, etwas verzeichneten Rolle des Jungen zum Leben zu verhelfen. Der Dichter hat diesen Jungmann zu sehr als Schwächling charakterisiert. Es ist schwer zu begreifen, weshalb die Frau in der Wahl zwischen ihm und dem großen Hein Störtebeker überhaupt schwanken kann.

Gorch Fock zu seinem ersten bedeutungsvollen und erfolgreichen Schritt auf die Bretter ein herzlichtes Hip, Hip!

Der unvergleichliche Kenner Finkenwärders und seiner sturmerprobten Bewohner hat uns übrigens soeben in einem Roman: „Seefahrt ist not“ ein Buch voll hinreißender Schönheit, ein Hohelied der Finkenwärders Seefischerei, einen Hymnus auf die Kindesliebe, auf den Weihnachtstisch gelegt. Er ist auch der Mann, den langesehnten großen Schiffsfahrtsroman zu schreiben, vielleicht gar das Epos der Hamburg-Amerika Linie zu einem gewaltigen Kunstwerk zu fassen. — So erträume ich mir denn den Tag, da die Packetfabrt für ihren beidenebenen Kontoristen mit dem nach innen gerichteten Blick und den lachenden Augen — vielleicht an seinem fünfzigsten Geburtstag — ihre Schiffe über die Zoppen flagen läßt!

Peter Werth.



Die Verleger werden gebeten, den Büchern stets eine Preisangabe beizufügen.
Die Schriftleitung scheidet den Verlegern und auch den Verfassern, soweit deren Adresse
bekannt ist, Beleghefte ohne besondere Aufforderung zu.

Niederdeutsches Jahrbuch. Jahrgang 1912. Leipzig und Norden. Diebr. Soltau.
Der Verein für niederdeutsche Sprachforschung hat sein 38. Jahrbuch erscheinen lassen. Es enthält auch diesmal wieder eine Fülle wertvollen Materials zur Kenntnis niederdeutscher Sprache und Literatur. Den wichtigsten Bestandteil bilden die bereits in den „M. a. d. N.“ (5. Jahrg., S. 61) besprochenen Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied von P. Alpers (S. 1–64). „Quellenforschungen zu Fritz Reuters Dichtungen und Leben“ nennt Christian Krüger seine Arbeit, in der er den Urbildern der Reuterschen Gestalten nachgeht (S. 65–80). Insbesondere hat er in den „Mecklenburg-Schwerinschen Anzeigen“, dem Amtsblatt, eine Reihe von amtlichen Bekanntmachungen, Familiennachrichten, die Reuter und seine Gestalten betreffen, entdeckt. — Der Sprachgeschichte wendet sich auf Seite 81–104 eine Abhandlung von Agathe Lask zu: „Zur Deminutivbildung in der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart“. Die Geschichte und Entstehung des Suffixes -ing, das ja durch Fritz Reuter sowohl in andere niederdeutsche Mundarten als auch ins Hochdeutsche Eingang gefunden hat, wird hier untersucht. Darnach ist -ing als Verkleinerungssilbe vor 1800 noch nicht so im Gebrauch, daß es in den Idiotiken beachtet wurde. Mit dem alten, besonders im Westen vorkommenden -ing kann das moderne Deminutivsuffix nicht identisch sein, da jenes seit Jahrhunderten abgestorben war. Es ist gleichsam neuentstanden, dadurch, daß „in einer Anzahl von Wörtern Formen mit und ohne -ing“ nebeneinander standen, „die das Suffix, als beweglich“ erscheinen ließen“. Dazu kamen andere, in denen -ing mit -ken gleichzusehen schien, „wodurch das Gefühl für die funktionelle Gleichheit beider Endungen geschaffen wurde“, besonders wo es sich um Wörter handelt, die gern als Deminutiva gebraucht werden. — Max Siewert behandelt auf Seite 105–147 die Mundart von Neu-Solm (Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg). Ed. Damföhrer untersucht sodann auf Seite 148–154 die von Hölischer veröffentlichten Goslarschen Ratsverordnungen auf niederdeutsche Wörter hin, die im Mund. Wb. und Hwb. nicht enthalten sind. H. Jellinghaus bringt Seite 155–164 „Sprichwörter und Redensarten aus Nordwestfalen“, die er dem niederdeutsch-westfälischen Wörterbuch des weiland Osabrücker Juristen J. Legidius Rosemann, genannt Klöntrup, entnimmt. Der Unterzeichnete, der das Wörterbuch genau kennt, kann Jellinghaus nur zustimmen, wenn er betont, daß man aus der Klöntrup'schen Sammlung „einen Hauch von dem nun zumeist verblichenen Volksgeiste der Zeit zu verspüren bekommt“. Deshalb ist es sehr zu bedauern, daß der Abdruck über den Buchstaben A hinaus nicht gediehen ist, vielmehr erst kürzlich vom Verein für Osabrücker Geschichte und Landeskunde abgelehnt wurde. Mit einem Beitrag zur niederdeutschen Satzstellung (Seite 164–168) von A. Fackel, der die „Umstellung von Infinitiv und Objekt oder Pronomen“ untersucht, „die nach können, mögen, sollen, wollen eintritt, wenn sich an einem Infinitiv ein zweiter mit ‚und‘ anschließt“, ist der Inhalt des 38. Jahrbuchs erschöpft.

Dr. G. Ruhlmann.

Irddgeruch. Heimatbilder un lütt Geschichten ut Meckelborg von Wilhelm Zierow, Parchim, H. Webdemann. 154 S. Geb. M. 2.—

Vom Arzt verordneter Hausarrest gestattete mir die Besprechung einiger Bücher, die ich sonst prompt weitergegeben haben würde. Es befanden sich diese Heimatbilder und ein Lustspiel desselben Verfassers darunter. Es war mir sehr erfreulich, in ihnen die Werke eines Mannes kennen zu lernen, der schreibt, weil er muß, der ein Dichter ist und für unsere plattdeutsche Literatur einen Zuwachs bedeutet. Zierow leuchtet in seinem Buche allerlei Leuten ins Herz: dem Brinkbauern, der nach dem Tode seiner Frau lebensunmutig seinen Hof verkaufen will, aber auf einem letzten Gange durch sein Gewese an allen Ecken und Kanten so unwiderstehlich festgehalten wird, daß er sich frohen Mutes

entschließt, den Verkauf nicht auszuführen (Srdgeruch), dem Tagelöhner Höppner, der einem Manne das Leben rettet, den er doch ingrimmig haßt als den Verfänger und Mörder seiner Schwester (Sturrsinn), dem Privatschreiber Gustav Stellmann, der ein arger Erinker ist, aber schließlich noch eher ohne den Alkohol als ohne Blumen leben kann und den seine Blumenvorliebe sogar das Leben kostet (Dei oll Schriwer). Und dann zeigt Zierow uns die Sicherheit, mit der eine kleine kluge Raupe die Gefahren des Lebens überwindet, erzählt allerlei Geschichten von 48, zeigt uns, wie Vater Kaiser durch Schlauei zu einer Ziegelei und Paul Wusterow durch eine große Ungeschicklichkeit — glücklicherweise — um eine Frau kam, erzählt uns dies und das von großen Leuten und Kindern.

Wie die Kinder einer Mutter nicht alle gleich schön und klug und stark sind, so sind auch die Skizzen und Geschichten Zierows verschieden, aber man freut sich über das Ganze und hofft, dem sympathischen Verfasser wieder zu begegnen. Er wird uns vermutlich noch viel Schönes erzählen können. Paul Wriede. **Hadler Lüüd.** Von G. Stille. Glückstadt, Max Hansens Verlag. 256 S. Brosch. M. 3.—, geb. M. 3.60.

Wie in seinen bisherigen Schriften, mit denen Stille sich vorteilhaft in die plattdeutsche Literatur einführte, entnimmt er auch für sein neuestes Buch die Vorwürfe seines dichterischen Schaffens dem Hadler Sietlande. Er hat elf Gestalten, deren jede im Mittelpunkt einer für sich abgeschlossenen Erzählungen steht, dem Leben entnommen. Die Personen sind mit großem Geschick gezeichnet, und man merkt es ihnen an, daß sie nur auf diesem Boden wachsen konnten, daß sie Produkte ihrer Umgebung sind. Er zeigt sie uns auf des Lebens Höhe, in des Lebens Tiefe. Manches hätte sich wohl noch wirksamer gestalten lassen, wenn die seelischen Konflikte mehr herausgearbeitet wären. Dadurch wäre die Handlung ungleich spannender geworden. Als der Amerikaner z. B. seine Frau mit dem Geliebten ihrer Jugend trifft, da rührt ihn der Schlag; welche seelischen Kämpfe aber vorhergegangen sind, wird nicht angedeutet; es bleibt dem Leser überlassen, es sich auszumalen. Im übrigen muß aber dankbar anerkannt werden, daß Stilles dichterisches Auge die Gestalten mit ihren Vorzügen, ihren Schattenseiten nicht nur scharf beobachtet, sondern auch gut wiedergegeben hat. Packender und ergreifender konnte die vielgerühmte Niedersachsentreue kaum dargestellt werden, als an dem Schicksal der Irine Brütt, die ihrem Heinrich, der bei Langensalza den Tod fürs Vaterland fand, durch gute und schwere Tage die Treue bewahrte bis in den Tod. — Köstlich sind auch die Lebenswahrheiten, die Stille oft den Personen in den Mund legt, so prägnant kann eben nur das Volk münzen. Nur ein Beispiel: 'n Bagel in Kinnerhannen un'n Minsch in Dotters Hannen, dar is't meistfieds bald mit ut. Den Kulturhistoriker möchte ich noch ganz besonders aufmerksam machen auf die Fülle einschlägigen Materials, das diese Erzählungen bieten. Stilles „Hadler Lüüd“ sind gut und bedeuten eine erfreuliche Bereicherung unserer neuplattdeutschen Literatur.

Vegefac (Bremen).

D. Steilen.

Sunnenschien un Wulken. Ernste Niemels un vergnögde Bertellsels. Von Georg Droste. Bremen 1912, Franz Leuwer. 158 S. Preis ungeb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Auf sein erstes plattdeutsches Buch „For de Fierstunnen“ läßt der Bremer Volksdichter hier ein zweites folgen. Was in einer Besprechung des ersteren angedeutet war, geht auch aus diesem wieder hervor: Georg Droste ringt noch um den richtigen Weg; er ist sich noch nicht ganz gewiß, wohin ihn seine Fähigkeiten weisen. Wir zweifeln keinen Augenblick daran: hier redet ein echter Dichter zu uns, einer, dessen Niederdeutsch frei von allen Schlacken ist. Das war auch der Eindruck aller, die auf dem letzten Quickborn-Dichterabend seinen Gedichten lauschen durften. Es ist wohl nicht übertrieben, daß einem Stücke wie „De Heide hett Hochsied“ fast unbegreiflich sind, wenn man Drostes Lebensverhältnisse kennt. Neben einer Anzahl von teils lyrischen, teils balladenartigen Gedichten steht eine Reihe von meist humorvollen, recht ergötzlichen Prosa-Stücken, die meist ihre Heimatberechtigung in Bremen und Umgegend nicht verleugnen. So die auch kulturgeschichtlich nicht uninteressanten „Jann

von'n Moor"-Geschichten oder „Engel Gabriel as Freemarber“, eine längere Zigarrenmachergeschichte oder „De Schuldschien“, Erzählungen, in denen Situationskomik und Zufall und der „deus ex machina“ oft eine große Rolle spielen. Die „Wihnachtstlöhnere“, „De Mose-Engel“ sind fein erdachte Skizzen aus dem Tierleben, um die ich manches andere Stück gern hinaäbe. Den Anhang bildet ein auch als Einzeldruck erschienenenes „Bergnögdet Theaterstück „Vergift““, das so nebenbei noch die gesunde Tendenz hat, zur Pflege eines echten, reinen Plattdeutsch aufzufordern. Liebhaber Bühnen, für die es auch berechnet ist, kann es nur empfohlen werden. — Wie man gemerkt hat, ist der Inhalt des Buches ein mannigfacher, verschiedenartiger — und nicht minder kunterbunt ist die Anordnung des Stoffes. In holder Abwechslung folgen da auf ein paar Heidebilder von echter Stimmung einige in Prosa zum besten gegebene „Wanderwize“, darauf dann das erwähnte „De Heide hett Hochtied“, und so wird die bunte Reihe gewahrt bis zuletzt. Dies Verfahren ist mir unverständlich. Wer für sich in der stillen Stube das Buch zur Hand nimmt, für den ist eine solche Anordnung geradezu stimmungsmordend. Mein Empfinden grenzte hart an Entrüstung. Überhaupt ist das Buch auch äußerlich nicht besonders gut weggekommen. „Elegant“ wie angelündigt war, sieht m. E. der Einband keineswegs aus, etwas besseres Papier und bessere Typen hätten den Preis wohl nicht noch höher gesetzt. So macht das Buch einen recht hausbakenen Eindruck, so daß man eher ein Schulbuch denn ein Dichterverk für dahinter vermutet. Sehen denn die Verleger immer noch nicht ein, daß eine künstlerisch geschmackvolle Ausstattung das beste Aushängeschild ist für ein Buch? Wer da klagt: „Plattdeutsche Bücher gehen nicht“, der soll sich mal fragen, ob ihn nicht ein Teil der Schuld mittrifft. Darf man schon kein hochdeutsches Buch mit abstoßendem Ußern auf den Markt schicken, wie viel weniger ein plattdeutsches, das doch vorläufig noch größerer Kellame bedarf. Doch wohl eine einfache Logik!

Georg Droste aber soll sich durch solch unangenehme Erfahrungen nicht beirren lassen, sondern an sein eigenes Wort denken:

„Manch Fruchttern, wo een Steen up fullen,
He quält sich of noch rut gewis!
Denn lacht em doch de Sunn so gullen
Dah Last un Dual in Düsternis!“

Dr. G. Ruhlmann.

Plattdeutsche Bücher von Dr. R. Bensen. Alle Bückeburger Döbchen, Bd. I und II. — Allerhand ut Stadt un Land. — Dat un Dütt von Brot un Lütt. (Je Mt. 1.—) Franke, de Jäger. (Geb. Mt. 1.60.) Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Die ersten vier Bände des Bückeburger Arztes und Schriftstellers enthalten vorwiegend gereimte Läschen der weitverbreiteten Art. In dem fünften Bande versucht sich Bensen als Erzähler. Er gibt uns eine anspruchslöse kleine Geschichte und schildert mit gutmütigem Humor die Stimmung und das Gebabe des Bückeburger Völkchens um das tolle Jahr herum. Die Vorführung der Bückeburger Revolution ist ergötzlich. Auf ein lautes Lachen bei seinen Lesern hat es der Verfasser des im Grunde recht ernsten Buches nirgends abgesehen, und das ist gut so, ein behagliches Lächeln ist auch kein schlechtes Lob.

Daß Dr. Bensen die Sprache gar so sehr abgeschliffen hat, um recht vielen verständlich zu sein, finde ich schade, er hat seinen Heimatsdialekt dadurch seiner feinsten Reize entkleidet.

Paul Wriede.

Pommersche Geschichten. Plattdeutsche Erzählungen heiteren Inhalts und andres. Von Carl Ruthenberg. Bromberg 1912. Gruenauersche Buchdruckerei Richard Krabl. 147 S. Geb. Mt. 1.50.

Das Buch enthält in der Hauptsache plattdeutsche Reime, auf die leider nicht einmal das Wort zutrifft: „Wie er (nämlich Reuter) sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgequakt.“

Paul Wriede.

De Süpers van Postwalk. Of en Gedentblatt an den groeten König. Von E. Ziemendorf. Potsdam, U. Stein's Verlagsbuchhandlung. 29 Seiten. Geb. 60 Pf.

Das Büchlein gibt in sechs balladenartig knapp gehaltenen Abschnitten in echtem, reinem Platt und trefflichem Versbau eine lebenswahre Schilderung des preussischen Heeres aus den ersten Regierungsjahren Friedrichs des Großen. Mit großer Anschaulichkeit wird im ersten Bilde ein Zechgelage der Offiziere des Markgraf-Bayreuth-Drägerregiments zu Pafswalt gezeichnet. Gegen Morgen sprengt eine Staffette in die Stadt und meldet den mitgehenden Oberst, daß in zwei Stunden der König ankommen wird. Sofort wird Reveille geblasen. Die Mannschaften haben gleich ihren Offizieren die Nacht hindurch getrunken.

Dat is bi de Markgraf-Bayreuther so mod'
Bör geiht de Offizier un den folgt de Saldot.

In größter Eile wird gesattelt und zum Appellplatz geritten. Bei der Ankunft des Königs steht das Regiment aufmarschiert; sein scharfes Auge erkennt, wie es mit den Reitern steht. Sie müssen vor ihrem Kriegsherrn exerzieren und manövrieren. Es geschieht in untadeliger Weise zur vollen Befriedigung der aufschauenden höheren Offiziere; aber der König bleibt finster und sagt zu dem Obersten Ott-Martin Schwerin:

Man ämmer to in Sus' un Brus!
Dat awer markt he sich:
Rückt wi in't Feld, bliwmt he to Sus;
Mit Süpers krieg' il nich.

Der Oberst nimmt seinen Abschied. Aber vor dem Ausbruch des zweiten Schlesienschen Krieges erinnert der König sich an die vorzüglichen Leistungen des Regiments unter Ott-Martins Führung; er will den tapfern Haudegen gern wieder an der Spitze der Bayreuther haben. Er läßt ihn vor sich kommen; der Oberst sagt, er könne nicht wieder mit ins Feld ziehen, denn er habe geschworen, er wolle nie wieder den Säbel zum Kommandieren aus der Scheide ziehen. Aber der König entgegnet:

Wat schert mi sin Degen! — It will dat he kümmt.
It hewen nig dagegen, wenn d' Ridpietsch he nimmt.

Ott-Martin Schwerin zieht an der Spitze der Bayreuther ins Feld. Bei Hohenfriedberg führt er seine Dragoner mit der Reitpeitsche; sie verrichten herrliche Taten und haben hervorragenden Anteil an der Erringung des glorreichen Sieges. Als das Regiment nach beendeter Schlacht beim König vorbeireitet

Schwerin schwenkt de Ridpietsch un röppt: „Majestät!
De Süpers van Pofswalt toujours en vedette!“

Durch das vortreffliche Büchlein klingt das Klirren einer eisernen Zeit. Solche Töne sind eine Erquickung in der friedensseligen Verweichlichung eines erschlafften, dem Geldgewinn und Luxus verfallenen Zeitalters. Diese schmetternden, stahlharten Töne zeigen, wie vorzüglich das Plattdeutsche sich für den Ausdruck einer heroischen Denkungsart eignet. G. Stille.

Sonnenblomen, Dichtungen in der Mundart des Münsterlandes von Eli Marcus. Münster i. W., Aug. Greve. 1913. 130 S. Ungeb. Mk. 1.35, geb. Mk. 2. —

Der Verfasser ist dem Hamburger Quickborn kein Fremder, sondern ein guter Freund, und als einen Gruß vom Land der roten Erde empfinden wir in dieser Sammlung eine Reihe von Gedichten, die er uns im Jahre 1911 selbst vortrug. Eli Marcus hat den Schalk im Nacken, und daher gelingen ihm fröhlich-heitere Liebdchen aufs allerbeste. Gelernt hat er vom Volkslied (s. In't Hei) und von Leuten, die versuchten, es wieder zu Ehren zu bringen. Manches von seinen Liedern von Annemarielen und Möllers Trütten, von Marielen und Jenne — oder wie des Dichters unzählige Liebdchen und Dänkens heißen mögen — erinnern lebhaft an den Hainbund und seine Genossen, besonders an Matthias Claudius und Voss oder auch an Schubart. Neben diesen schalkhaften und launigen Dichtungen gefallen uns seine Puppen- und Kinderliedchen,

und das entzückende „Soldatenspielen“ könnte sogar einen Gegner der vaterländischen Jugenderziehung befehren. Aber auch in tieferrsten, ja erschütternden Gedichten zeigt Marcus sich als echter Dichter. Wie er der Liebe Lust besingt, so weiß er auch von der Liebe Leid ergreifend zu sagen, weiß er auch den Sagenstoff aus Westfalens Vorzeit in wuchtige Balladen zu gießen, von denen „Eid un Stunn' iss dao — un de Mann aut“, „In't Düwelsmoor“ und „Buer bi Buer“, das ich dazu rechnen möchte, von packender Wirkung sind. Noch mancherlei ließe sich lobend erwähnen, so das in der Stimmung vorzüglich getroffene „Summeroobend“, „Kartuffelfüer“, „Dat Leed“ und (das Stormschen Einfluß verratende?) „Böörbi“. Was allen Gedichten aber gemeinsam ist, das ist der Erdgeruch, der ihnen anhängt, der sie als echte fernige Kinder der westfälischen Heimat kennzeichnet. Wir dürfen Eli Marcus den Ehrentitel eines Volksdichters im besten Sinne zuerkennen und seine volle Berechtigung neben anderen zugestehen. Seine Dichtung ist zwar nicht die Wibbels, seine Sprache auch nicht die Karl Wagenfelds, — da hätte ich am ehesten einige Ausstellungen zu machen —, aber wie sagt doch Marcus selbst:

„Man hört ja gären 'ne Nachtigall,
Man iss de nich te stellen,
Dann lustert man met Freiden all,
Wat Zwogfinken vertällen.“

Über den früheren Schöpfungen von Marcus stehen die „Sonnenblumen“ turmhoch. Das scheint er auch selbst gefühlt zu haben, als er das Beste aus „Schnipsel“ und „Niörgemös“ in sein neues Buch hinüberrettete. Glückauf zu weiteren Schaffen!

Der Preis ist von dem oft schon lobend erwähnten Verlag Aug. Greve sehr gering bemessen worden, auf noch besserem Papier wären die nicht ungeschönen Typen noch besser zur Geltung gekommen. Den Umschlag hat Aug. Deumanns Meisterhand mit einer entzückenden Vignette geziert.

Dr. G. Ruhlmann.

Öschen un Aßtern. Plattdütisch Dichtungen von Albert Schwarz. Verlag von H. Lübr & Dircks, Garding. Geh. Mk. 1.20, geb. Mk. 1.80.

Ein schlechtes, einfaches Buch, voll von kleinen, lieblichen Blumen wie eine Wisch hinterm Deich. Dunkelrote Rosen sind nicht darunter, aber was wir finden, hat immer doch Duft und heimliche Schönheit. Am besten haben mir die Gedichte gefallen, die in der heimatlichen hinterpommerischen Mundart des Dichters verfaßt sind (z. B. Rege, Hen, Wunsch), in ihnen erreicht Schwarz seine Absichten am reinsten. Anderswo haben mich Anklänge an Groth („Ik wull, ik hadd Flügel“), Lenau („Linnenblötenduft“) und Heine („Ik denk an din leben Dgen“) etwas gestört, auch ist den Gedichten eine gewisse Einförmigkeit eigentümlich, denn sie gehen weder sehr in die Tiefe, noch in die Breite, aber im ganzen hat Albert Schwarz uns doch ein Buch geschenkt, das sich wohl sehen lassen kann und sich aus der Läschenriemelei seiner Nachbarn erfreulich heraushebt.

Gorch Fock.

Plattdeutsche Gedichte. Von Johannes Reinecke. Selbstverlag, Hamburg 31, gebestet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

Der Verfasser schreibt, daß ihm der Abdruck einzelner Gedichte aus diesem Buche erwünscht sei. Ich will ihm den Gefallen tun und eins hierhersetzen:

De Putt.

En nütlich Ding, dat is de Putt,
Wiel he to veeles deenen mutt.
Bi Fro'nslüd steiht he hoch in Ehren,
Un nimmis von jüm kann em entbehren.

Wat Kößch un Husfro mogen mutt,
Dat geiht man selten ohne Putt.
De Putt, de deent to'n Etenkoken,
Un ot, um wat darin to mogen.

De Fro'nslüd sett sik bald darop,
 Als hot stülpt se em op den Kopp. —
 Drum lat ju seggen und belehren,
 Un holt den Putt man jo in Ehren!
 Nehmt ju in acht, dat nich taput
 Zi smiten doht en goden Putt.

Das wird genügen, obgleich über 200 „Gedichte“ in dem Bändchen stehen und nicht anzunehmen ist, daß ich das schlechteste getroffen habe.

Unkraut!

Gorch Fock.

Das veerte Gebott. Erzählung in münsterländer Mundart von Augustin Wibbelt. Essen-Ruhr, Fredebeul & Roenen. 358 S. Geh. Mk. 2.60, geb. Mk. 3.60.

Das Gewitter. Drama in einem Aufzuge von Karl Wagenfeld (Niederdeutsche Volksbücher, IX.). Münster i. W. 1912. August Greve. 25 S. Geh. Mk. 1.—.

Da diese beiden Werke in diesem Heft an anderer Stelle ausführlich behandelt werden, so mag an dieser Stelle eine einfache Anzeige genügen.

Bei Riesberg. Lustspiel in vier Akten von W. Zierow. Güstrow, Johannes Schumachers Buchhandlung, 65 Seiten, geheftet Preis Mk. 1.50.

Zwei Feldmarken, die dem Hanschendorfer Baron gehören, werden durch das Gemeindefeld des Dorfes Oldbörp auseinandergerissen. Um einen Verbindungsweg zwischen beiden herzustellen, will der Baron den Bauern einen Riesberg ablaufen, der sich gerade an jener Stelle erhebt. Aber seine hohen Gebote scheitern an der Steinpöttigkeit der Bauern, denn auch in der Gemeindeversammlung ist Vernunft nur bei wenigen. Zu diesen wenigen gehört Fritz Beerbom, der sich erst kürzlich in dem Dorf angekauft hat und der dem Schulzen als Neumodischer unbeliebt ist. Fritz rät dem Schulzen, nur ja den Berg zu verkaufen, es sei möglich, daß jener Platz dem Eisenbahnbau ohnehin geopfert werden müsse. Aber Schult Brümmer ist gegen den Eisenbahnbau und glaubt nicht an das Enteignungsrecht der Regierung. So sehr ist er von seiner Ueberzeugung durchdrungen, daß er dem Beerbom, der um des Schulzen Tochter wirbt, zusagt: „Wenn die Eisenbahn durch den Riesberg führt, denn kann hei wedderkamen, denn kann hei Annalischen fregen.“ Aber die Eisenbahn kommt und wird durch den Riesberg gelegt. Brümmer lehnt sich zwar gegen die Obrigkeit und ihre Bevollmächtigten auf und legt sein Amt nieder, aber gebaut wird doch. An seine Stelle tritt Fritz Beerbom, der Regenklauke, den der Alte im Zorn selbst für den Posten vorgeschlagen hat. Brümmer sucht die Erfüllung seines Versprechens zu umgehen. Er geht nicht mehr aus und behauptet, er glaube nicht an den Eisenbahnbau, er hätte nichts davon gesehen. Als dann aber der Großherzog ihn einladet, als sein Ehrengast der Eröffnung der Bahn beizuwohnen, da muß der Fuchs doch zum Loch heraus. Die Einladung beseitigt seinen Groll, und er schließt auch Frieden mit Beerbom, der nun sein Schwiegersohn wird.

Das Stück ist „mit'n irsten Pries utteilent“. Ich weiß nicht, von wem. Was einem aber sonst alles als plattdeutsches Lustspiel vorgelesen zu werden pflegt, läßt jedenfalls den Schluß zu, daß dieses ernsthafte Lustspiel mit recht als das beste erkannt worden ist. Es zeigt eine Handlung, die über die übliche Situations- und Verwechslungskomik hinausgeht. Es stellt Bauern vor uns, die Bauernblut in den Adern haben, die wie Bauern sprechen und die den Leser oder den Zuschauer nicht zum Gelächter über die dummen steinpöttigen Bauern kitzeln wollen. Ich weiß nicht, welche Bühne Zierow für sein Stück ersehnte. Für Vereinsbühnen ist es zu schwer, für die Theater aber — zu leicht. Zu schwer ist es für die etnen, weil sich nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen die Darsteller für die zahlreiche Bauernschaft aufbringen lassen, zu leicht für die andere, weil Zierow — vielleicht um das Stück den Dilettanten nicht zu schwer zu machen — einen wichtigen Teil der Handlung hinter die Szene legte, nur darüber reden läßt, statt sie zu zeigen. Das Aufbäumen des alten Schulzen gegen die Obrigkeit sollte der Verfasser ruhig auf die offene Bühne verlegen. Daß er bewegte Szenen nicht zu scheuen braucht, beweist die zweite

Hälfte des 4. Aktes. Die Besprechung auf dem Riesberg (3. Akt) könnte in den 2. Akt hineinbezogen werden, wie Zierow das in einem Kürzungsvorschlag sogar schon selbst vorgesehen hat. An Stelle des Administrators würde besser der Baron selber mit den Leuten verhandeln, dann würde der 3. Akt für den Kampf mit der Obrigkeit frei und der 4. um die Erzählung dieses Kampfes gelürzt. Zierow wird Stavenhagens Bühnenwerke kennen; aus ihnen wird er gesehen haben, mit welcher Kühnheit Stavenhagen alles Wichtige sich vor den Augen der Zuschauer abspielen läßt. — Das plattdeutsche Lustspiel ist für die Eroberung der Bühne eine dringende Notwendigkeit. Zierow hat mit seinem Stück einen schönen Vorstoß gemacht. Rüstig weiter auf diesem Wege! Der Tag der Garben naht!

Paul Wriede.

„**Puttschör'n**“. Schwank in 1 Akt von Julius Wichmann. 1912, Hamburg, Selbstverlag.

Eine harmlose Kleinigkeit, die freilich des tieferen Sinnes nicht entbehrt und wegen ihrer freundlichen, liebenswürdigen Ausführung und der drolligen Komik der Situationen den Liebhaberbühnen, die das Niederdeutsche pflegen, ganz besonders empfohlen werden darf. Als rühmendwert ist hervorzuheben, daß in dem Stückchen gesunder Menschenverstand steckt, die Charaktere treffend gezeichnet, aber nicht wie bei der Dugendware der plattdeutschen Schwänke karikiert sind, daß die Handlung sich nicht auf possenhaften Voraussetzungen aufbaut, sondern sich durchaus in den Grenzen der Möglichkeit hält.

Carl Holm.

„**Seemannsblot**“ oder de Schönheit ut Tripolis. Schwank in 1 Akt von Wilhelm Fischerbrok. W. Schmidt, Rostock, Alexandrinenstraße 65.

Ein Schwank mit einer guten Dosis Humor, in echtem Mecklenburger Platt.

Carl Holm.

„**Dat Jubiläum**“. Volksstück in einem Akt von Fritz Wittkampff. 1912.

„**Uffe Bännaß**“, oder Wat döht'm nich säö de Blagen! oder Suppdi! Volksstück mit Gesang in 4 Akten von W. Brockmann (Wilh. Salähr). 1912.

„**Krumm um!**“ oder „He weet de Wäg up!“ oder „O diese Männer!“ Große Posse mit Gesang in 4 Akten von W. Brockmann. 1913.

Diese drei Volksstücke bilden Nr. 7, 8 und 10 der Sammlung „Niederdeutsche Volksbücherei“, die der äußerst rührige Verlag von August Grebe, Münster i. W., übernommen hat und weiter herausgibt. Die Zoologische Abendgesellschaft in Münster hat einst dazu Gevatter gestanden und Nr. 1–5 oft mit ungeheurem Erfolg gespielt. Seitdem aber der alte Stamm, Marcus, Pollack, Schmitz und Rade, nicht mehr mittut, haben die Volksstücke an ihrer Artwürdigkeit viel verloren. Von den oben angeführten ist „Dat Jubiläum“ wohl das schwächste, während die Brockmannschen Stücke, am meisten „Krumm um“, noch etwas von der tollen Komik der münsterischen Fastnachtspiele sich gewahrt haben. Sonst die üblichen Motive: die reiche alte Jungfer und ihr Liebesbedürfnis und Heiratsannoncen usw. Falschbildung und alte unverfälschte, deftige Art, gerissene Stadtleute und hereingefallene Bauern! Warum nicht mal umgekehrt?

Dr. G. Ruhlmann.

„**Ut de Franzosentid**“ von Fritz Reuter. Hamburgische Hausbibliothek. Hamburg 1912. Alfred Janssen. 169 S. geb. M. 1.—

Hoherfreulich ist es, daß die Verwaltung der Hamburgischen Hausbibliothek sich entschlossen hat, das Werk eines niederdeutschen Dichters unter die Zahl der von ihr herausgegebenen Bücher aufzunehmen. Daß auf Reuters Franzosentid die Wahl gefallen ist, verdanken wir neben der gerade jetzt besonders lebhaften Erinnerung an die Zeit vor hundert Jahren wohl dem allgemein anerkannten Werte dieses charakteristischen Zeitbildes, das wie kein anderes seiner Werke alle Vorzüge des Dichters im hellsten Lichte zeigt und durch seine werbende Kraft am besten geeignet ist, der niederdeutschen Dichtung Freunde zu gewinnen.

Carl Holm.

„**Kalender für 1913**“. Dr. L. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender. (Herausgegeben von Wilhelm Lohsen. 45. Jahrgang. Garding, Lüth & Dircks. Preis 50 Pf.) — „**De Kiepenker!**“. (Westfälischer Volkskalender für 1913. Begründet von Dr. Augustin Wibbelt. 4. Jahrgang. Essen-Ruhr, Fredebeul & Roenen. Preis 50 Pf.) — „**Der Schürting-Kalender**“. (Heraus-

gegeben vom Schütting-Bunde, Redaktion O. Biedermann. Hannover, Adolf Sponholz, G. m. b. H. Preis 60 Pf.) — Heimattkalender für die Kreise Göttingen usw. (Herausgegeben von Aug. Tecklenburg, 4. Jahrgang. Göttingen, Louis Hofer. Preis 40 Pf.) — Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher und Mecklenburg-Strelitzscher Kalender auf das Jahr Christi 1913. (Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. Preis 15 Pf.) — Braunschweiger Jugendkalender. (Herausgegeben von Wilhelm Scholz. Braunschweig, E. Appelhaus & Comp., G. m. b. H. Preis 10 Pf.) Bagel Gripkalender. (Rostock, Adlers Erben. Preis 15 Pf.)

Auf dem Lande ist in vielen Häusern neben Bibel und Gesangbuch noch heute das einzige Buch der Hauskalender, weil er wirklich praktischen Bedürfnissen entspricht. Er wird in der Regel von den landesüblichen Zeitungen als Zugabe geliefert. Soweit diese für das Plattdeutsche interessiert sind, pflegt dann auch der Kalender mehr oder minder deutlich erkennbares niederdeutsches Gepräge zu tragen. — Daß man den Wert der Kalender als Kampf- und Werbemittel längst erkannt hat, beweist der Inhalt der oben angeführten, die sämtlich für den Gedanken des Heimatschutzes in Wort und Bild eintreten. Den breitesten Raum gewährt dem Plattdeutschen der schleswig-holsteinische Hauskalender, der sich für seine plattdeutschen Beiträge Namen wie Joh. Hinrich Fehrs, Gustav Falke, Fris Lau und G. F. Meyer gesichert hat. — Ein alter Bekannter ist auch „De Kiepenkerl“. Er macht sich alljährlich rechtzeitig auf den Weg, weil er ja alles zu Fuß abmachen muß. Neben dem Herausgeber sind mit niederdeutschen Beiträgen vertreten u. a. Karl Wagenfeld, Eli Marcus, Heinrich Kleibauer, Fina Bayer-Bissing, S. Wehling-Schücking. — In der äußeren Ausstattung wie auch im Bilderschmuck ist ihm der „Schütting“ diesmal überlegen, der dafür aber dem Niederdeutschen nicht den gleichen Spielraum gewährt, immerhin aber Georg Droste, Christian Fienes, Fr. Freudenthal, Franz Doppe, Georg Rufeler, Aug. Seemann u. a. zu Worte kommen läßt. Allerhand Kiemels sind allerdings auch darin. — Der sonst inhaltsreiche und preiswerte Heimattkalender von Aug. Tecklenburg, der besonders der Erinnerung an das Jahr 1813 geweiht ist, bringt nichts Rennenswertes in niederdeutscher Sprache, außer dem Catlenburger Volkslied von 1346 und vielleicht dem Bericht Christoffel Brennedes von der Schlacht bei Vittoria. — Die sehr einfach gehaltenen Kalender aus dem Lande Fris Reuters bieten wenig literarisch Wertvolles. — In dem Braunschweiger Jugendkalender, dessen Ton und Inhalt dem kindlichen Fassungsvermögen vorzüglich entsprechen, sucht Wilhelm Börker in den jungen Seelen „Respekt vor't Plattdütsche“ zu erwecken, und das Märchen „De Halscheid“, uns aus John Brindmans „Höger up“ bekannt, will ihnen zeigen, daß auch das Plattdeutsche im Märchenlande zu Hause ist. Dr. G. Ruhlmann.

Kataloge. (Wir werden versuchsweise solche Antiquariats-Kataloge verzeichnen, die Niederdeutsches enthalten und die uns vorgeliegen haben.) Süddeutsches Antiquariat, München. Nr. 147. — Th. Nielsen, Hamburg. Nr. 38. — Cof. Mufotter, Mundertingen (Württ.). Nr. 104. — W. Glogau jr., Hamburg. Nr. 74.





Aus Zeitschriften und Tageszeitungen



Alle Leser, besonders Autoren und Redaktionen, werden gebeten, uns über das Erscheinen von Aufsätzen aus dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Literatur zu unterrichten. Belegblätter sind erwünscht.

- Hendrik Conscience.** Der Dichter des niederdeutschen Belgien (geb. 3. Dez. 1812). Von F. W. (Schlesf. Volkszeitg., Breslau, 3. Dez.)
- Johann Hinrich Fehrs.** Von Dr. Richard Dohse. (Das Land, 21. Jahrg., Nr. 5.)
- Klaus Groth.** „Erinnerungen an Klaus Groth.“ Von Prof. Dr. Eugen Wolff. (Leipziger Neueste Nachr., 1. Nov. 1912.) — „Die Einweihung des Klaus-Groth-Denkmal in Kiel.“ Von Hans Schramm. (Niederfachs, 18. Jahrg., Nr. 3.) — „Aus Klaus Groths Lehrerzeit.“ Von E. (Schlesw. Nachr., 15. Okt.)

- Richard Knoche**, der plattdeutsche Dichter des Paderborner Landes. (Zu seinem 90. Geburtstage.) Von Ewald. (Niedersachsen, 18. Jahrg., Nr. 4.)
- Johannes Lauremberg**, der niederdeutsche Satiriker. Von Realschuldirektor Dr. Buhle. (Mecklenb. Ztg., Schwerin, 31. Okt.)
- Carl Schulze**. Von Dr. Artur Obst. (Hambg. Fremdenblatt, 15. Dez. 1912.) — Von ho. (Neue Hambg. Zeitg., 15. Dez.)
- Augustin Wibelst**. „Zu Wibelsts 50. Geburtstage.“ Von F. W. (Unitas 1912, Nr. 1.) — „Augustin Wibelst als plattdeutscher Novellendichter.“ Von F. Wippermann. (Köln. Volkszeitg., 19. Dez. 1912.)
- Die See in der plattdeutschen Dichtung**. Von Wilhelm Poed. (Die Grenzboten, 23. Okt.) — „Niederdeutsche Volkskraft.“ Von Wilhelm Poed. (Der Vortrupp, 1. Nov.) — „Das Elend des plattdeutschen Schrifttums“. Von Janhinnerk. (Allgem. Beobachter, Hamburg, 2. Jahrg., Nr. 14.)
- Die Flurnamenammlung im Herzogtum Braunschweig**. Von Prof. S. Lüthmann. (Sonderheft der „Braunschw. Heimat“, August 1912.) — „Herkunft der Orts- und Flurnamen in unsern Geest- und Walddörfern.“ Von Dr. E. Rütger. (Zeitschr. f. Wissenschaft usw. der Hamburger Nachr., 1. Dez. 1912.) — „Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch.“ Von W. F. Lembke. (Hambg. Fremdenblatt, 24. Sept. 1912.)
- Plattdeutsch in Ehren**. Von F. Godow. (Generalanz., Stettin, 15. Okt. Okt. 1911.) — „Plattdeutsch in der Großstadt.“ Von Paul Wriede. (Bremer Tageblatt, 10. Okt.) — „Plattdeutsch in Bremen. Zum Vortrag von Paul Wriede.“ Von Walter B. (Bremer Tageblatt, 17. Okt.) — „Wie die deutsche Sprache nach dem Norden wandert.“ (Hambg. Fremdenblatt, 26. Sept. 1912.) — „Woans möt in dei plattdütschen Vereine arbeit warn?“ Von Friedr. Cammin. (Niedersachsen, 18. Jahrg., Nr. 5.)

	Aus der Vereinigung Quickborn in Hamburg	
---	---	---

Unsere Werbetätigkeit. Wie vor fünf Jahren haben wir vor kurzem einen Werberuf versandt, der, wie aus den zahlreichen Anmeldungen neuer Mitglieder hervorgeht, recht erfolgreich gewesen ist. Er war unterzeichnet von den Mitgliedern des Verwaltungsrates und unterstützt durch die nachfolgenden Hamburger Mitglieder unserer Vereinigung: Fräulein M. Pfannenskiel, Frau Olga Zacharias, die Herren Dr. E. Bigot, Dr. G. Blohm, Professor Dr. Conrad Borchling, Landgerichtspräsident Dr. Engel, Präsident der Bürgerschaft, Gorch Fock, Notar E. Th. Gaborv, Dr. Herm. Hartmeyer, Senator Heidmann, Syndikus Dr. W. Heyden, Fr. Holst, Mitglied der Bürgerschaft, Rechtsanwalt Kumpel, Mitglied der Bürgerschaft, Professor Dr. Otto Lauffer, Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte, Professor Dr. Richard Linde, Fischereidirektor Lübbert, Senator Dr. von Melle, E. L. Lorenz-Meyer, Henry O'Swald, Dr. med. Aug. Prädöhl, Dr. H. von Reiche, Mitglied der Bürgerschaft, Professor Dr. G. Rosenbagen, Wilhelm Romy, Mitglied der Bürgerschaft, Landgerichtsdirektor Dr. Th. Schrader, Edmund J. A. Siemers, Mitglied der Bürgerschaft, Präsident Dr. Tesdorpf, Mitglied der Bürgerschaft, Oberlandesgerichtsrat Dr. Paul Vogt, Professor Dr. E. S. F. Walther, Friedr. Wilh. Wenzel, Mitglied der Bürgerschaft, Dr. W. Johs. Wenzel, Mitglied der Bürgerschaft, Pastor Wilbelmi, Rektor Heinrich Wolgast, denen sich von den auswärtigen Mitgliedern angeschlossen hatten: Frau Marie Lange, München, und die Herren Professor Dr. Ernst Brandes, Deutsch-Krone, Professor Dr. Otto Bremer, Halle a. S., Kommerzienrat Konsul Max Brinckmann, Harburg, Superintendent D. A. Cordes, Leipzig, Professor G. Chr. Coers, Hildesheim, Dr. Rich. Dohse, Frankfurt a. M., Adolf Dunkmann, Aurich, Ottomar Enting, Dresden, Otto Ernst, Groß-Flottbek, Johann Hinrich Fehrs, Isehoe, Hugo Fischer, Lima (Peru), Friedr. Freudenthal, Fintel, Dr. A. Grunenberg, Mitglied des Abgeordnetenhauses, Düsseldorf, Pastor Friedr. Holtz, Altengamme, Archivar Dr. O. Jürgens, Hannover, Professor

Dr. Lic. Koldewey, Bad Harzburg, Geheimer Sanitätsrat Dr. Ferd. Krilger, Berlin-Dahlem, Professor Hermann Krumm, Kiel, Fris Lau, Glückstadt, Direktor Dr. Mael, Hildesheim, Professor Dr. O. Menfing, Kiel, Professor Dr. Rich. M. Meyer, Berlin, Notar Dr. Wilh. Neefe, Schwerin, Stadtrat Dr. Fr. Paulty, Kiel, Louis D. Petit, Leiden, Wilh. Poed, Ascona bei Locarno, Th. Reiche, Braunschweig, Rektor Georg Rufeler, Oldenburg (Gr.), H. Saate, Genua, Amtsrichter Dr. O. Seebom, Bergeborf, Sanitätsrat Dr. G. Stille, Stade, Schulrat a. D. Dr. Ab. Stuhlmann, Schwarzenbet, Karl Wagenfeld, Münster i. W., Sanitätsrat Dr. Herm. Wette, Köln, Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, Mehr bei Cleve, Professor Dr. Wilh. Wiffen, Oldenburg (Gr.)

Der Aufruf hatte in der Hauptsache folgenden Wortlaut: Die plattdeutsche Sprache, einst nicht bloß die allgemeine Umgang- und Verkehrssprache der gesamten niederdeutschen Bevölkerung, nein, auch ihre Sprache in Kirche und Schule, im Rat und vor Gericht, ihre Schrift- und Literatursprache, die Sprache, in der die stolze Hansa mit Königen sprach, und in Erinnerung daran in den Hansestädten noch im vorigen Jahrhundert die Lieblingssprache der alteingesessenen Patriziergeschlechter, diese unsere herrliche Muttersprache ist trotz ihrer urdeutschen Eigenart im Verlauf der letzten Jahrhunderte von der hochdeutschen Schriftsprache mehr und mehr zurückgedrängt und eingeengt worden.

So sehr das zu beklagen ist: es ist nichts mehr daran zu ändern. Und es wäre töricht, wenn man sich bemühen wollte, das Plattdeutsche zu seiner früheren Bedeutung zurückzuführen. Was aber noch möglich ist, das dürfen wir nicht mehr versäumen, nachdem uns die Augen darüber geöffnet sind, welchen Schatz unsere Vorfahren, geblendet von dem schimmernden Glanz der vermeintlich „feineren“ oberächsischen Schriftsprache, unbedacht preisgegeben haben. Es ist unsere heilige Pflicht, durch sorgfame und liebevolle Pflege unserer Heimatsprache ihrem ferneren Verfall nach Kräften Einhalt zu tun und das, was noch nicht verloren ist, zu retten und zu erhalten. Es ist das zugleich eine nationale Aufgabe. Das Stammesbewußtsein würde dadurch kräftig gehoben, die vollkundliche Erkenntnis wesentlich bereichert werden. Ja, selbst unsere hochdeutsche Schriftsprache hätte Gewinn davon. Durch Aufnahme lebenskräftigen Sprachgutes würde sie am besten vor der Gefahr geschützt werden, zu einem blutlosen Papierdeutsch zu verblaffen. Das Plattdeutsche könnte zu einem Quickborn, einem Jungbrunnen, für sie werden.

Seit mehr als acht Jahren sucht die Vereinigung Quickborn in rüstiger Arbeit dieser Aufgabe zu leben. Auf nahezu 150 Vortragsabenden hat sie sich mit niederdeutscher Literatur, Volkskunde und Sprachwissenschaft beschäftigt und in den bisherigen fünf Jahrgängen ihrer „Mitteilungen aus dem Quickborn“ eine Fülle wichtiger Beiträge aus demselben Gebiet veröffentlicht. Der Quickborn ist über die ursprüngliche lokale Bedeutung längst hinausgewachsen. Denn viele der besten Schriftsteller und Gelehrten Niederdeutschlands haben sich ihm als Mitglieder und Mitarbeiter angeschlossen, staatliche, städtische, Universitätsbibliotheken und andere Institute und Körperschaften sind ihm beigetreten. Darf dies schon als ein Zeichen dafür gelten, wie seine Arbeit an den maßgebenden Stellen bewertet wird, so haben ganz besonders Hamburgs gesetzgebende Körperschaften durch die Gewährung einer jährlichen staatlichen Beihilfe dem Wirken und den Bestrebungen des Quickborn dankenswerte Anerkennung gezollt.

Etwa 400 Mitglieder, darunter 100 außerhalb Hamburgs und im Auslande, zählt der Quickborn zurzeit. Aber die Zahl seiner Mitglieder und seine Geldmittel müssen wachsen, wenn er all seine Pläne soll ausführen können. Wir richten deshalb an alle, die für unsere niederdeutsche Sprache ein warmes Herz haben, die dringende Bitte, unserm Verein beizutreten. Besonders aber wenden wir uns auch an unsere Hamburger Landsleute, denen ja unsere Vortragsabende und unsere Bibliothek in erster Linie zugute kommen. Hamburg ist jetzt unbefristet der blühende Vorort des Niederdeutschturns. Diese Stellung Hamburgs legt seinen Bewohnern Ehrenpflichten auf, deren sie sich mit freudigem Stolz bewußt sein, denen sie sich nicht entziehen werden. Denn wichtige Aufgaben harren noch der Erledigung: die sehr erwünschte Erweiterung der Vereinszeitschrift und die Herausgabe niederdeutscher Bücher, die ihr Teil

beitragen sollen zur Bekämpfung der Schundliteratur, zur Verbreitung einer edlen, bodenständigen Kunst, zum Verständnis niederdeutscher Eigenart.

Als Motto waren dem Aufruf einige Sätze aus Groths Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch vorangestellt: Aber wir Plattdeutsche haben Pflichten gegen unsere Muttersprache. Jeder von uns hat zu streben, daß seine Enkel nicht von ihm sagen, was wir von unseren Vorfahren: Sie hätten ihr eigen Fleisch und Blut verachtet, verachtet in bloßer Unwissenheit, in eitlem Verkenntnis der eigenen Vorzüge, im eitlem Hangen nach fremdem Flitter . . . Wer nicht mit seiner Sprache in der Empfindung des Volkes wurzelt, der weiß eigentlich nichts von seinen Vätern, die diesem Volke angehört haben.

Erhöhte Jahresbeiträge für 1912/13. (Eingegangen bis Mitte Dezember 1912.) Mit herzlichem Dank wird hierdurch bestätigt, daß die nachstehenden Mitglieder unserer Vereinigung erhöhte Beiträge gezahlt haben:

a) statt 6 **Mark**.

- Mk. 100. — Literarische Gesellschaft zu Hamburg,
 „ 50. — Herr Senator Heidmann,
 „ 20. — Magistrat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Hannover,
 Herr J. C. Stülcken,
 „ 12. — Frau Wilhelmine Meyer,
 „ 10. — Frau A. Brettschneider, Herren Direktor Otto Harms, Dr. C. Holm, Senator Holtbusen, Amtsgerichtsrat Johannsen (Altona-Ottensen), Fris Zeve, Carl Jönsson, Louis Kayser, Christoph Klock, Landgerichtsdirektor Dr. Knauer, Heinr. Köpcke, W. Kölln, Alfred Levy, E. D. A. Metelmann, D. Neufold, Max Schulz, Edmund J. A. Siemers, Justizrat Stammer (Altona), E. Stahl, Dr. Vielhaben, Geheimer Kommerzienrat W. Volkens (Altona), Max M. Warburg, Wilh. Th. Webber, Dr. D. Witt, Paul Wriede, Wilh. Wulff,
 „ 8. — Herren Landgerichtsdirektor Johs. Ipsen, Ernst Müller,
 „ 7. — Herr Herm. Klappoth,
 (Soweit ein Ortsvermerk fehlt, ist der Wohnort Hamburg.)

b) statt 3 **Mark**.

- Mk. 100. — Herr F. W. Laftrenz (New York),
 „ 20. — Frau Marie Lange (München),
 „ 6. — Frau U. Fock (Bergedorf), Frau Mary Harms (Lauenbruch), Frau Sofie Jansen (Dockenhuden), Fräulein M. M. Prillß (Schadeland), Herren Kommerzienrat Max Brindman (Hamburg), W. Behr (Bergedorf), H. G. Bartels (Frankfurt a. M.), Max Dorn (Altrahlstedt), Otto Ernst (Groß-Flottbek), Hugo Fischer (Lima), Georg Finke (Schöneberg), L. Hansing (Eischeburg), W. von Have (Bergedorf), Archivar Dr. D. Jürgens (Hannover), H. Raack (Preetz), Geh. Sanitätsrat Dr. Ferdinand Krüger (Bredeneu), H. Lührs & Dircks (Garding), Dr. Fris Lottmann (Königsberg, Neumark), Prof. Dr. D. Wenfing (Kiel), Joh. Wie (Altrahlstedt), G. F. Meyer (Kiel), Heinrich Mißfeldt (Friedenau), R. Meisner (Groß-Flottbek), Ad. Mundel (Bergedorf), Louis D. Petit (Leiden), Prof. J. Peters (Leitmeritz), Dr. Ritter (Edmundsthal-Siemerswalde), Th. Reiche (Braunschweig), Amtsrichter Dr. Seeborn (Bergedorf), H. Saate (Genua), Otto G. Soltau (Norden), Konrad Stuhlmann (Schwarzenbek), Dr. Tiedemann (Bergedorf), Dr. Augustin Wibbelt (Nieder bei Cleve), Ad. Wiengreen (Alumühle),
 „ 5. — Herren H. Beckström (Stuttgart), Kaplan Bündgens (Bonn), Felix Grube (Lübeck), Karl Prümer (Dortmund), Ernest J. Robson (Victoria, Australien)
 „ 4.50 Herr E. Marcus (Münster i. W.),
 „ 4. — Herren Realgymnasialdirektor Dr. Mackel (Hildesheim), Oberlehrer Pickett (Altendorn), Ratsarchivar Dr. Tschon (Wismar), Ernst Fimm (Bergedorf).

Außerdem gingen freiwillige Beiträge von zwei Ehrenmitgliedern ein. Nachträge werden in den nächsten Heften veröffentlicht.

Plattdeutsch in fünf Jahrhunderten — unter diesem Zeichen stand der am 29. Oktober 1912 im großen Saal des Patriotischen Gebäudes veranstaltete erste große Vortragsabend dieses Winters, der Rezitationen von Carl Wolff und musikalische Vorträge von Otto Johannesson (Gesang), R. Schulz (Flügel) und Organist Bartens (Harmonium) brachte. Das Programm bot Proben plattdeutscher Dichtung von den ältesten kirchlichen Gefängen an bis zu Klaus Groths unübertrefflicher Lyrik und damit einen lehrreichen Überblick über die Entwicklung der niederdeutschen Literatur. Dem Rezitator gelangen am besten harmlos-scherzhaftes Sachen wie vor allem die Arie „Ah, wo bin ich befragen“, aus der Oper „Der unglückliche Lara Mustapha“ (Lucas von Bostel, Hamburg 1686), „Swinflachten“ von John Brindman, „Kaptein Weente“ von Klaus Groth. Den „Reineke Vos“ (Lübeck 1498) brachte er nicht ganz überlegen genug heraus; des famosen Jacobus Sackmann, weiland Pastor to Limmer bi Hannover (1680—1718), Piefenpredigt öwer Jesaia 40,6 up Michel Wichmann, wollverdeenten Küster und Scholmeester, hätte durch weitere Kürzung noch mehr gewonnen. Der musikalische Teil brachte zunächst geistliche Lieder, nämlich ein „Wiegenlied für dem Kripplein Jesu in fremden Zungen“ (Handschrift aus dem 14. Jahrhundert, Wittenberger Gesangbuch von 1535), das in seinem Wechsel von lateinischen und plattdeutschen Versen ungemein innig wirkt, ein „Kindelwiegenlied“ nach einer Weise des 14. Jahrhunderts, wie zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Chor und Gemeinde es sangen, während zu Weihnacht auf der Orgel eine „Krippe“ aufgebaut und ausgeschmückt wurde, schließlich „Ein geistlich Brudt-Leed“, nämlich die in Hamburg 1613 gedruckte plattdeutsche Fassung des Chorals „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern“. Die liebe Silchersche Weise des „Nennchen von Tharau“ kam in ihrer schlichten Innigkeit doppelt zur Geltung, nun ihr die Urform des von Simon Dach in samländischem Platt verfaßten Gedichts unterlegt wurde. Hellen Jubel löste das prächtig vorgebrachte „Sanseaten-Leed“ aus; der Beifall galt ebenso der fröhlich-machtigen Volksweise aus dem 17. Jahrhundert, wie dem neuen Text von Th. Schrader. Mit dem „Brunswyfesche Mumme-Leed“ (aus der Oper „Heinrich der Vogler“ von Joh. Ulrich König und Geo. Casp. Schürmann, Wolfenbüttel 1718) und der Arie aus der Oper „Cleopatra“ (von Fr. Chr. Feustking und Joh. Mattheson, Hamburg 1704) hörte man dann Proben jener niederen Schwandichtung, im Vergleich zu der Klaus Groths herrliche Lyrik, die den Schluß des Abends bildete, um so größere Bewunderung erweckt. „De Schipperfru“ in Selles Vertonung dürfte eigentlich nur von einer vollen Altstimme gefungen werden; Grimms Komposition von „Min Jehann“ wurde gar zu sentimental genommen; „Min Anna is en Kof so rot“ und „Prinzessin“ hätten wohl etwas frischer, jubelnder herauskommen dürfen, erzielten aber auch so lauten Beifall, mit dem die recht zahlreiche Zuhörerschaft überhaupt nicht kargte. J. B.

Klaus-Groth-Feier am 25. November im großen Saal des Conventgartens (12. öffentlicher Vortragsabend). Dem Sechzigjahrjubiläum des Grothschen „Quickborn“ und damit der neueren plattdeutschen Literatur überhaupt war schon das ganze vorige Heft der „Mitteilungen aus dem Quickborn“ gewidmet. Die Bedeutung dieses Jubiläums auch weiteren Kreisen recht eindringlich klar zu machen, war die glücklich angelegte und eindrucksvoll verlaufene Feier bestimmt, in deren Dienst sich der Kieler Stadtrat Dr. Pauly, der Hamburger Dichter Otto Ernst, der Hamburger Männergesangverein „Adolphina“ und der Berliner Bildhauer Heinrich Mißfeldt gestellt hatten. Des letzteren Porträtbüste von Klaus Groth, ein Teil des Originalmodells vom Kieler Groth-Brunnen, grüßte aus Fannen heraus vom Podium herab und vermittelte so denen, die das prächtige Kieler Denkmal noch nicht kannten, wenigstens einen schwachen Eindruck von der die Brunnenanlage beherrschenden überlebensgroßen Bronzegeßalt des Quickborndichters.

Einen geeigneteren Festredner als Dr. Pauly hätte man für diesen Abend nicht gewinnen können; denn in ihm vereinigen sich der geborene Heider wie Klaus Groth selbst, der langjährige Freund und Vertraute des Grothschen Hauses, der liebevolle Kenner der Grothschen Dichtungen, der seine Nachempfänger poetischer Stimmungen und der durch seinen warmen, schlichten Vortrag von vornherein gewinnende Redner. Kein Wunder daher, daß ihm die

zahlreichen Gäste — unter denen man u. a. den Sohn des gefeierten Dichters, Karl Groth, den trotz seiner bald 75 Jahre wunderbar frischen Dichter Johann Hinrich Febrs, den talentvollen plattdeutschen Erzähler Fritz Lau, den Bildhauer Heinrich Mißfeldt bemerkte — mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten, wie er, ohne seinen im vorigen Heft hier zuerst veröffentlichten plattdeutschen Kieler Vortrag irgend zu wiederholen, in tiefdringender Untersuchung die Wurzeln des Stimmungsgehalts und der Wirklichkeitserfassung in Klaus Groths Dichtung aufdeckte und dann darlegte, was diese aus vergangener Zeit aufsteigende Dichtung unserer Zeit und einer langen Zukunft noch zu künden und zu bieten hat.

Als letzten Romantiker und ersten Realisten kennzeichnete Dr. Pauly den Quickbornsdichter. Klaus Groths ganzes Leben und Denken war erfüllt von den Eindrücken seiner Kindheit und Jugend, und Zwiesprache zu halten mit diesen Erinnerungen, aus ihnen ein glänzendes Bild einer halbgeträumten Heimat zu weben, das war ihm Dichten. Diese Sehnsucht nach dem Kinderland, ein Gefühl von fast religiöser Inbrunst, aber verlangte gebieterisch nach dem echten Mutterlaut, der plattdeutschen Mundart seiner Heimat; nur seine Gegenwartschmerzen fanden ihren Ausdruck in hochdeutschen Tönen, und es ist kein Zufall, daß der Dichter hier bei weitem nicht so selbständig, so persönlich ist wie in jener Verklärung seines Jugendparadieses. Die Gegenwart erfüllte ihn mit lebhaftem Unbehagen, aus ihren schwankenden Verhältnissen flüchtete er sich in die versunkene Welt anscheinend fester Gebundenheit. Wie der schrankenlose Subjektivismus der Frühromantik inbrünstig das Mittelalter suchte, so sah dieser in der ausklingenden Romantik schwebende Geist in der scheinbar unveränderlichen vormärklichen plattdeutschen Kulturwelt das Wertvolle, das Dichterische, das Ideale. Aber diese Sehnsucht Klaus Groths fand schärfer unruhigere, realistischere Form als die Traumwelt eines Eichendorff; der romantische Schein war nicht mehr so flackernd und unruhig, daß man nur die Konturen erkannt hätte, sondern Klaus Groth zeigte uns die ganze plattdeutsche Welt mit einer bis dahin unbekanntenen Plastik und Fülle des Details. Und das ist wieder die segensreiche Folge der Gewöhnung, plattdeutsch zu denken und zu sprechen; denn diese Sprache, realistisch vor allen anderen, ist ebenso unfähig, abstrakt zu reden, wie geschickt, Gestalt, Duft und Farbe der Dinge wiederzugeben. Doch hat Klaus Groths Realismus seine Grenzen; es werden nicht gerade die ganz besonderen Züge seiner engsten dithmarscher Heimat widergespiegelt; der „Quickborn“ ist mehr allgemein norddeutsch. Und es wird nicht schärfste Beobachtung und deren Wiedergabe erstrebt, sondern die Einspannung der in der Erinnerung auftauchenden heimatlichen Welt in den Rahmen jener idealisierten Volkstümlichkeit, die aus der Romantik stammte; das Typische, nicht das Spezielle will er festhalten. Die Seele nähert sich der Außenwelt noch vom Gedanken und von der Stimmung her und läßt von außen nur das herein, was als schön und stimmungsvoll vom Gedanken beglaubigt wird; wie Klaus Groth von Ludwig Richter sagt: „Du gungst dært' düttsche Land hender Als gungst du dær en Wunnerland.“ Die plattdeutsche Sprache und sein Wirklichkeitsinn führten Klaus Groth allerdings viel weiter in der realistischen Wirklichkeitswiedergabe als den Maler; die Fülle der Dinge, die seine Dichtung aufzunehmen vermag, ohne den Rahmen der Stimmung zu sprengen, ist wahrhaft staunenswert; Groth steht da Bantier wesentlich näher. Klaus Groths Realismus kommt zwar aus dem Lande der Romantik und hat noch ein bißchen Mondscheinlicht in den Augen, aber er sieht doch schon klar und deutlich die tausend Einzelheiten der plattdeutschen Wirklichkeit, wenn auch mehr aus der Erinnerung als aus der frischen Beobachtung; die wunderbarsten Wirkungen entstehen dabei aus einem Zwielficht von Romantik und Realismus. Und so vermag Klaus Groth auch uns Menschen einer anderen Zeit mit vielfach anderen künstlerischen Idealen unendlich viel zu bieten. Denn das Echte veraltet nicht: trotz allem Wandel in der Stimmung der Zeiten leuchten uns heute noch in vollem Glanze, ja in noch märchenhafterem Reize als in alten Tagen der „Quickborn“ und die „Vertellen“. Vielleicht wird dieser Glanz noch zunehmen, je mehr sich der plattdeutschen Welt die Götterdämmerung naht. . . .

In diesen mit lebhaftem Dank aufgenommenen, gehaltvollen Vortrag schloß sich die Rezitation einer längeren und mehrerer kurzer Dichtungen aus dem

„Quickborn“ durch Otto Ernst. Bei einigen Stücken hätte man sich die Wiedergabe wohl glücklicher denken können, in weitaus den meisten Fällen aber brachte der Rezitator die Gesamtstimmung und die Besonderheiten der einzelnen Dichtungen vorzüglich zum Ausdruck, außer wie bei „Peter Plum“ besonders in der zweiten Hälfte der recht langen Reihe, so das stöhnende Behagen im „Dagdeef“, die bärbeißige Schreibunlust des „Kaptein Weente“ und seine verächtlichste „Verteidigung“ der Türken. Mit Recht lobnte ihm starker Beifall, der sich schließlich die „Zugabe“ dreier weiterer Rezitationen zu den ursprünglich vorgesehenen zehn erzwang, die wieder rauschenden Applaus ernteten und verdienten — Den Schluß des ungemein anregenden Abends bildeten Gesangsvorträge des Männergesangvereins Adolphina unter Leitung des Herrn John Julia Scheffler: Die Engelsbergische Komposition von „Min Wadersprat“ ist leider recht mißlungen, weil viel zu gekünstelt; aber E. Stiehs Vertonungen von „Abendfrieden“ und „O wullt mi ni mit hebbn?“ zwangen bei trefflichem Vortrag auch gestern wieder die Zuhörer völlig in ihren Bann, entzückten die eine durch ihre schlichte Innigkeit, die andere durch ihren neckischen, glückstrahlenden Übermut.

Alles in allem: eine Klaus-Groth-Feier, an der jedermann seine uneingeschränkte Freude hatte, weil sie mit glücklichstem Gelingen überall nur dem Dichter und der Sache dienen wollte und diente.

J. B.

Mitgliederveranstaltungen. (Im Patriotischen Gebäude). 141. Mitglieder-versammlung. Dienstag, den 12. November 1912. An Stelle des erkrankten ersten Vorsitzenden eröffnete Herr Johs. E. Rabe die Versammlung mit der Mitteilung, daß dem Quickborn in letzter Zeit mehr als 120 neue Mitglieder beigetreten seien. Nach einigen Angaben über die Groth-Feier erteilte Herr Rabe dem Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte, Herrn Professor Dr. Otto Lauffer, das Wort zu einem Vortrage über „Kinderreime aus dem Hamburger Landgebiet“. Der Vortragende suchte zunächst die Bedenken zu beseitigen, die sich der Beschäftigung mit dem Kinderliede seitens eines Museumsdirektors — der nur Gegenständliches sammeln solle — entgegenstellen könnten. Aber zur restlosen Erklärung gegenständlichen Materials gehört auch die Kenntnis der geistigen Kultur, von der das Kinderlied ein Zweig ist. In dieser Erkenntnis hat der Redner sich die Sammlung dieses alten Volksgutes zum Ziel gesetzt und dank dem hilfsbereiten Entgegenkommen besonders der Lehrer des hamburgischen Landgebietes bereits eine Fülle wertvollen Materials gesammelt, wie aus den nun dargebotenen Proben hervorging. Muß im allgemeinen zugegeben werden, daß der Niederdeutsche wenig singt, so ist der Kreis der Kinderlieder auffallend groß. Das ganze menschliche Leben spielt sich in diesem leichten Liedchen vor uns ab. Wem sind sie nicht bekannt, die lieben alten Wiegenlieder: „Slap, Kindken, slap“, oder: „Hör, Trecken, hör, wat steiht vor use Dör“, bis zu den neuerdings auch zur Laute gesungenen „Gia wiwi, min Pöppe slöppt bi mi. Oh nee, wi wüllt dat anners maken, Pöppten fall in Weegen slapen“. In die Zeit des kindlichen Spiels führen uns die zahlreichen mitunter recht schalhaften Abzählreime, von denen einer nach Ansicht des Vortragenden den Beweis für den wirklich volkstümlichen Gebrauch des Klabaufermannes ergibt. Zu den Kniereiterliedchen, z. B. vom bekannten Bufo von Bremen oder Halberstadt, gesellen sich dann die Lieder, die sich an Tiere und Menschen wenden, und die überall üblichen Ortsneckereien (Von Ritut na Lurup, sünd dat nich söß Milen, N' oll Sög un siew Farken, sünd dat nich söß Swien?), die wie die Lieder von Liebe und Hochzeit, von heiratlustigen Mädchen und Burchen, eigentlich über den kindlichen Anschauungskreis hinausgehen. Die Domäne der Jugend sind ferner die Feste des Jahres mit ihren alten Volksbräuchen, wie sie uns z. B. in den Weihnachtsprüchen entgegenreten, in den Sternfingerliedern zu Heiligen drei Könige, die aber in Hamburg merkwürdigerweise nicht mehr so bekannt zu sein scheinen, wie dies noch mit den Fastnachtsliedern der Fall ist. Auch die Lieder zu Ehren Martins, des „Gösmanns“, haben der Großstadt weichen müssen. Neben dem festlichen Jahr hatte auch das Arbeitsjahr seine Lieder, so das Erntefest seine Schnitterlieder, die meist in der Bitte um eine Gabe ausklingen. Das städtische Handwerksleben hat seine Reime, sowohl solche, die den Handwerkern

von den Kindern nachgerufen wurden, als auch solche, die den Rhythmus der Arbeit im Takt wiedergeben sollen, wie das Rammertlied oder das Lied der Küper, die das wichtigste Gewerbe des alten Hamburg betrieben. Nachdem der Vortragende dann noch die Krankheitsbesprechungen und Rätsel, die sich nur zum Teil mit dem Kinderlied berühren, in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hatte, wies er zum Schluß auf die Verpflichtung eines jeden hin, sich mit diesem alten Volksgut zu befassen und es den heranwachsenden Geschlechtern weiterzugeben, und sprach dann die Bitte um Unterstützung seiner Sammelarbeit aus, die hier ausdrücklich wiederholt sei. Zahlreiche, trefflich ausgewählte Proben, die bald behagliches Schmunzeln, bald beifällige Heiterkeit auslösten, begleiteten den äußerst anregenden Vortrag, für den wohlverdienter Beifall nicht ausblieb.

Dr. G. R.

142. Mitgliederversammlung. Dienstag, den 10. Dezember 1912. Seit mehreren Jahren veranstaltet der „Quickborn“ im Dezember einen Dichterabend, an dem aus neuerschienenen niederdeutschen Dichtungen — soweit möglich, vom Verfasser selbst — vorgetragen wird. Durch diesen Abend, der nicht ohne Grund kurz vor dem Fest liegt, soll die Öffentlichkeit auf niederdeutsche Dichtungen hingewiesen werden, die sich für den Weihnachtstisch eignen. Das Jahr 1912 hat dem niederdeutschen Schrifttum außerordentlich reichen Zuwachs an wirklich guten Büchern gebracht. Das bewies auch der Dichterabend, wenn auch natürlich aus der Fülle der Neuerscheinungen nur ein Bruchteil zu Worte kommen konnte. Herr Sanitätsrat Dr. G. Stille, der Verfasser von „Alt'n Sielkann“, „Alt Landdofters Leben“, „Nahberskinner“, war wieder einmal eigens aus Stade herübergekommen und las aus seinem Buch „Habler Lüüd“ die Geschichte „De Holschenmater“, die in schlichten, ans Herz greifenden Worten die Tragik eines Menschenlebens erzählt. — Ganz neue Töne schlug Hermann Claudius an, dessen „Mant Muern“ schon einen namhaften buchhändlerischen Erfolg aufzuweisen hat. Die lyrische Stimmung der Großstadt hat er z. B. ganz prächtig gestaltet, und die dargebotenen Proben wurden sehr beifällig aufgenommen, so besonders kleine Kabinettstückchen, wie „Lanteernleed“, „Alttreden“, „Nachtorn Hollerbush“, „Stratenmusik“, „Rodegrüft“, oder die balladenhafte „Stormflot“. Hermann Claudius hat den Namen eines Hamburger Dichters schon jetzt mit Fug verdient und wird die Erwartungen, die man auf ihn setzt, nicht enttäuschen, um so weniger, als er einer ernsthaften Kritik durchaus zugänglich ist. — Gorch Fock stellte sodann seine Vortragskunst in den Dienst zweier auswärtiger Dichter und las zunächst aus des blinden Bremer Dichters Georg Drostes neuestem Buch „Sunnenshien un Wulken“ einige lyrische Gedichte, und hatte auch durch die mustergültige Wiedergabe ihres Stimmungsgehaltes seine Zuhörer sofort in Bann geschlagen. Wer sich vollends vergegenwärtigt, wie die Dichtungen Drostes, der tagsüber allermühseligster Arbeit frönen muß, entstanden sind, wird sich allemal einer tiefen Ergriffenheit nicht erwehren können. Das bestätigte die Aufnahme, welche die Gedichte „Mien ole Wandklock“, „Up See“, „De Heide hett Hochtied“ fanden. Gorch Fock brachte dann noch einen jungen Mecklenburger, Wilhelm Zierow, zu Ehren mit einer kleinen seinen Skizze aus seinem Buche „Irdgeruch, Heimatbiller ut Meckelborg“: „Dei lüüt Rup“, die ein Beispiel feinfühligster Naturbeseelung und -beobachtung ist. In dem jungen Verfasser ist dem Lande Fris Reuters, das durch den Tod Helmuth Schröders und Felix Stillfrieds literarisch etwas vereinsamt zu sein schien, ein Dichter entstanden, auf den man große Hoffnungen setzen darf. — Der Beifall der sehr zahlreichen Zuhörer bewies, daß die Anregungen auch des diesjährigen Dichterabends auf fruchtbaren Boden gefallen sind.

Zu Beginn des Abends machte der Vorsitzende die Mitteilung, daß dem Quickborn wieder eine Anzahl neuer Mitglieder beigetreten sei. Der Quickborn zähle jetzt mehr als 500 Mitglieder, und die Zahl seiner in Hamburg wohnenden Mitglieder übersteigt die Gesamtzahl der Mitglieder aller anderen hiesigen plattdeutschen Vereine.

Dr. G. R.

Vortragsabende. 28. Januar: Dr. G. Ruhlmann, „Die Brüder Freudenthal“. 12. Februar: Johs. E. Rabe, „Alt-Hamburgische Speicher und Speicherausdrück“. 25. Februar: Prof. Dr. G. Rosenbagen, „Die plattdeutschen Idyllen von J. S. Voss“. 11. März: Jacob Bödewadt, „Joh. Hinr. Fehrs und der Dorfroman“. 8. April:

Prof. Dr. C. Borchling, „Niederdeutsche Elemente in der gebildeten Umgangssprache der Hansestädte vor 100 Jahren“. 10. April: Febrs-Volksabend. — Außerdem stehen noch in Aussicht Vorträge von Gorch Fock über „Die Seemannssprache“ und Prof. Dr. D. Mensing (Kiel), „Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch“ und Vorlesungen von R. Bethlesen und E. Münzel.

Die diesjährige Quickborn-Höge (Bierabend) findet am 1. April statt. Thema: „April, April!“

Die Vereinsbibliothek befindet sich im Deutschen Seminar (Vorlesungsgebäude), Edmund-Siemers-Allee. Die Quickborn-Bücher werden (mit Ausnahme der Wörterbücher und der ungebundenen Bücher) Mittwochs vormittags von 11 bis 12 Uhr, abends von 8 bis 9 Uhr ausgeliehen. Die Mitgliedskarten sind bei jedem Besuch und bei jeder Bücherentlehnung vorzuzeigen.

Als Geschenke oder Pflichtexemplare (laut § 6 unserer Satzung) sind von den Verfassern eingegangen: Wilhelm Beese, „Die neuhochdeutsche Schriftsprache in Hamburg während des 16. und 17. Jahrhunderts“, Ludwig Frhm „Lefen un Floh“, Heinrich Hansen „Moderleev“, G. Stille „Hadler Lüü“, G. F. Meyer „Nu lat uns singen“, Karl Wagenfeld „Daud un Düwel“ und „Dat Gewitter“, R. Wosfidlo „Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause“. — Von den Verlegern wurden geschenkt: Gorch Fock „Seefahrt ist not“, Carl Holm „Stapellau“, Gustav Rohne „Regina Stockhans“, „Niedersächsische Erzählungen“, herausgegeben von R. Henninger und J. v. Harten. — Weitere Geschenke machten: Herr Schulrat a. D. Prof. Dr. Stuhlmann: vier handschriftliche Glossare zu Wibbelt, Dorr, Lyra, Warmund u. a., Bandlow „In'n Postbus“, Lange „Zwei Geschichten ut'e Franzosentid“, Nerefe „Rinnerstrect“, Piening „Snach un Snurren“, Prümer „De Westfölsche Alenspelgel“ und „De Westfölsche Husfrönd“, Schröder „Bi Kräuger Volts“, „Holzen Rite“, „Beer Bertelln“, Siburtius „Kandidat Bangbüir“, Graebte „Plattdütsche Gedichte“. Von Herrn L. Frhm: Jahrbuch des Altsterevereins 1906 bis 1910, 1912. Von der Königlichen Universitätsbibliothek Upsala, mit der wir in Schriftenaustausch stehen: Anders Grape „Studier över de i kornsvenskan inlanåde Personnamnen“, Pokka Ratara „Die Glossen des Codex siminarij Trevirensis R. III. 13“, Sorsten Nordström „Studien über die Ausbildung der neuhochdeutschen starken Präsensflexion“, John Stärk „Studien zur Geschichte des Rückumlauts“, Erik Wellander „Die Bedeutungsentwicklung des Partikels ab in der mittelhochdeutschen Verballokomposition“. Endlich gingen einige der in diesen Blättern besprochenen Werke ein, von den Referenten freundlichst der Vereinsbibliothek überlassen.

Allen gütigen Gebern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Durch Kauf kamen u. a. hinzu: Groth „Quickborn, II. Teil“ (1871), Dreyer „Nab Huus“, W. Schröder „Haideland un Waterkant“, „Dat Wettlopen twischen den Ewienegel un den Haasen“ und „De plattdütsche Bismarck“. Anonym: „Plattdütsche Gedichte“ (Magdeburg 1822).

Jahresbeiträge. Der Beitrag für die im Stadt-Postbezirk Hamburg-Alttona wohnenden persönlichen Mitglieder beträgt mindestens 6 Mark, für die außerhalb dieses Bezirkes Wohnenden mindestens 3 Mark, für Vereine und Körperschaften ohne Rücksicht auf ihren Sitz mindestens 6 Mark. Die dem Quickborn angeschlossenen Vereine können die Veröffentlichungen (Vereinszeitchrift und Quickborn-Bücher) für ihre Mitglieder zu einem mit dem Vorstand zu vereinbarenden Betrage beziehen.

Das Vereinsjahr läuft vom 1. Oktober 1912 bis 30. September 1913. Neueintretende Mitglieder belibien den von ihnen zu entrichtenden Beitrag an das Postcheckkonto 6125, Hamburg 11, einzuzahlen oder ihn auf unser Konto „Quickborn“ bei der Vereinsbank in Hamburg zu überweisen. — Die Bewilligung erhöhter Beiträge ist im Interesse unserer Arbeit sehr erwünscht. Über die freiwillig erhöhten Beiträge wird in den „Mitteilungen an's dem Quickborn“ quittiert werden. — Die Einladungen zu den Hamburger Veranstaltungen werden nur an diejenigen Mitglieder geschickt, die mindestens 6 Mark zahlen.

Beitrittserklärungen und Adressen von Damen und Herren, die voraussichtlich Interesse für unsere Bestrebungen haben, werden erbeten an die Vereinigung Quickborn, Hamburg 11.

Wohnungsänderungen beliebe man, um eine Verzögerung in der Zusendung der Druckfachen zu vermeiden, recht frühzeitig anzumelden.

Das nächste Heft unserer „Mitteilungen“ wird voraussichtlich im April erscheinen.

Neue Mitglieder.

(Bis Ende Dezember 1912.)

Herr Hermann Beckström, Stuttgart	Herr Alfred Levy
" Otto Beente	" Dr. Fritz Lottmann, Königsberg (N.-M.)
" Pfarrer Clarenbach, Borgeln (Kr. Soest)	" Rektor Heinrich Lund, Kiel
" Richard Cohn	" Physikus Dr. C. Maes
Frau S. Cramer	" Heinrich Matthies, Stendal
Herr Peter Paul Draewing, Kassel	" Ferd. W. Mau
" Dr. Otto Decker, Güstrow	" Prof. Dr. J. Meier, Freiburg i. Br.
" Bürgermeister R. J. Dohrn, Wesselburen	Frl. Dora Meyer
" Königl. Archivar Dr. A. Eggers, Wiesbaden	Herr E. D. A. Metelmann
" Sanitätsrat Dr. Alfred Eymann, Aulum	" Ernst Müller
" Oberpostdirektor Fredenhagen, Dypeln	" Ernst F. W. Müller
" Hans Gloy	" G. Müller-Suderburg, Hannover
" Albert Gölling	" W. Otto, Hannover
" Felix Grabe, Lübeck	" Pastor Ad. Pauly
" Prof. Dr. Ernst Hamann, Schwerin	" Landrichter Dr. G. Rapp
Frau Mary Harms, Lauenbruch	" Ernest J. Robson, Partville, Vict. (Austral.)
Herr John Heyworth	" Gymnasialdirektor Dr. Ruhe, Osnabrück
" Richard Hermes	Frau M. Schamvogel
" Fr. Höger	Herr Max Schulz
" Landgerichtsdirektor Johs. Ipsen	" Dr. Erich Seelmann, Schlachtensee
" Fritz Jevé	" Rechnungsrat Stöven, Altona
" Carl Jönsson	" Ratsarchivar Dr. F. Tehen, Wismar
" Landgerichtsdirektor Dr. S. Knauer	" S. Teut, Ahrensböck
" Hans Koch, Lauenburg	" Ernst Timm, Bergedorf
" W. Kölln	" Dr. Th. Tusch
" Heinr. Köpcke	" Wilhelm Viet
" Dr. Friedrich Krage, Einbeck	" Dr. Vielhaben
" Gustav Kraus	" Geh. Kommerzienrat Wilhelm Volkens, Altona
" Dr. Karl Krickeberg, Rostock	" Wilh. Th. Webber
" Prof. Dr. Friedr. Krüger, Lübeck	" Prof. Dr. R. Woffbilo, Waren i. M.
" Iven Kruse	" Dr. A. Wrede, Köln a. Rh.
" Prof. Dr. Ed. Kück, Friedenau	" Wilhelm Zierow, Güstrow.
" Amtsgerichtssekretär W. Lammerz, Pinneberg	

Magistrat der Königl. Haupt- und Residenzstadt Hannover

Stadt-Bibliothek, Lübeck

Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, Posen

Frauentclub Hamburg

Hamburger Jungwanderer, Bund für Jugendwanderungen.

(Soweit kein Ort angegeben, ist Hamburg der Wohnsitz der Mitglieder.)

Redaktionschluss für dieses Heft 31. Dezember 1912.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft beliebe man zu richten an die Vereinigung Quickborn, Hamburg 11, Patriot. Gebäude.

Herausgegeben vom Vorstand der Vereinigung Quickborn in Hamburg.
Verantwortlich für die Schriftleitung: Paul Wriede, Hamburg 25, Oben Borgfelde 15.
Druck der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. H., Hamburg.